

DIE WELTWOCHEN



Hopp Albanien!

Doppeladler-Delirium: Bundesrat im Abseits.
Von Philipp Gut, Thomas Renggli und Roger Köppel

Im Himmel mit dem Papst

Hinter den Kulissen seines Schweiz-Besuchs. *Von Urs Gehriger*

Menschen züchten Menschen

Moralische Grenzen der Fortpflanzungsmedizin.
Von Katharina Fontana

4 194407 006904 26

The Breitling Jet Squad
Jacques Bothelin
Christophe Deketelaere
Paco Wallaert



AIR

LAND

NAVITIMER 8

SEA



BREITLING
1884

#SQUADONAMISSION

BREITLING BOUTIQUE
GENEVA • LAUSANNE • ZERMATT
ZURICH

Für die *Welt* in Berlin ist es «der grösste Aufreger der bisherigen WM». Die Doppeladler-affäre rund um Granit Xhaka und Xherdan Shaqiri sorgt weltweit für Schlagzeilen. Während alle im Doppeladler ein politisches Symbol sehen, will die offizielle Schweiz darin nichts dergleichen erkennen. Der Aussen- und der Verteidigungsminister nehmen die Spieler sogar in Schutz und dribbeln sich ins Abseits. Auch der Schweizerische Fussballverband möchte die Sache am liebsten wegdrücken. Dabei zeigen die Reaktionen aus Albanien, aus dem Kosovo und aus Serbien, dass die Botschaft dort sehr wohl verstanden wurde – als politisches Statement. Die Glaubwürdigkeit der Schweizer Neutralität ist angekratzt. Unbequeme Fragen um Migration, Integration und Loyalität drängen auf die rasengrüne Agenda. **Seiten 5, 16–21**

Die meisten Menschen zeugen ihre Kinder in trauer Zweisamkeit und kennen die Probleme der Paare, bei denen es auf natürliche Weise nicht klappt, häufig nur aus Medienberichten. Jedes Jahr lassen sich in der Schweiz Tausende von Frauen und Männer in einem der vielen Kinderwunschzentren behandeln; auch wenn es lange nicht bei allen mit dem Kindersegen klappt, wird doch ein Teil von ihnen auf diesem Weg glücklich. Allerdings nur, sofern das Paar aus einem Mann und einer Frau besteht, die beiden in einer stabilen Partnerschaft leben und nicht zu alt sind. Personen, die nicht diesen Voraussetzungen entsprechen, haben in der Schweiz keinen Zugang zur Fortpflanzungsmedizin und müssen sich an Fruchtbarkeitskliniken im Ausland wenden, wo die Hürden oft tiefer sind. So können sich in Dänemark männerlose Frauen künstlich befruchten lassen, in den USA ist es schwulen Paaren ein Leichtes, dank Eizellenspenderin und Leihmutter zu Vätern zu werden. Welchen Weg soll die Schweiz gehen? **Seite 32**

Jeder kennt seine Arbeit, kaum jemand seinen Namen: Peter Schmidt zählt zu den berühmtesten Produktgestaltern unserer Zeit. Als ihn Sven Michaelsen zum Gespräch traf, lernte er die Schattenseiten von Schönheitssucht und Ordnungsverlangen kennen. Ästheten seien strukturell unglückliche Charaktere, sagte Schmidt, da Ordnung in der Sekunde zerfalle, in der sie entstände. «Indem ich mir eine Ordnung ausdenke, setze ich Gegenstände in eine Beziehung zueinander. Glückt die Anordnung, beginnen die Gegenstände miteinander zu kommunizieren. Das lässt mich glückliche Momente erleben. Die Kehrseite ist, dass ich verstimmt bin, wenn jemand meine Gedanken nicht erkennt. Vollkommene Ästhetik funktioniert nur, wenn man mit sich allein ist. Insofern

liegen Perfektionismus und Schwermut dicht beieinander.» **Seite 52**



Geheimnis der päpstlichen Stewardessen: Franziskus.

Drei Bundesräte und 30 000 Menschen hingen Franziskus an den Lippen, als er letzte Woche zur ersten Papstvisite in der Schweiz seit vierzehn Jahren antrat. Nirgendwo begegnet man dem Heiligen Vater so befreit wie über den Wolken. Für die *Weltwoche* stieg Urs Gehrig mit dem Pontifex in den Himmel. Über Elba tauchte Franziskus, ganz Mensch, in der Bordkabine auf. Gehrig wurde Zeuge des vatikanischen Marschbefehls, lüftete das Geheimnis der päpstlichen Stewardessen und machte Bekanntschaft mit der First Lady des Heiligen Vaters. «Der Tag war ein bisschen heftig», so Franziskus nach einem langen Tag kurz vor der Landung zu Hause in Rom. «Aber ich bin zufrieden.» **Seite 46**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit www.itjobs.ch die besten
IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.itjobs.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,
leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 334.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.),
Beat Gygi (*Wirtschaft*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,
Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*),
Wolfgang Koydl, Hubert Mooser,
Christoph Mörgeli, Claudia Schumacher,
Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Andreas Honegger, Peter Holenstein,
Mark van Huiseling, Hansrudolf Kamer,
Peter Keller, Wolfram Knorr,
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,
Chris von Rohr, Peter Ruch,
Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin,
David Schnapp, Hildegard Schwaninger,
Sacha Verna (*New York*), Max Wey,
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli,
Julia Dunlop (*Weltwoche daily*), Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*),
Karin Erdmann
Bildredaktion: Martin Kappler,
Corina Mühle (*Assistentin*)
Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*),
Viola Antunovits, Renate Brunner,
Nadia Ghidoli, Sandra Noser,
Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*),
Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*),
Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Julia Dunlop (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH
Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com
Druck: Print Media Corporation, PMC,
Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise
oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung
der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine
Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier,
das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.
Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Sorgen Sie dafür, dass Ihre Firma nicht ein Scheidungsopfer wird

Für alle Fragen, die man sich als Unternehmer stellt:
Von der vorausschauenden Vermögensstrategie bis
zur Nachfolge im Unternehmen. Für die Zukunft Ihrer
Unternehmung genauso wie für Ihre eigene.

Wer viele Unternehmer berät, kann jeden einzelnen besser beraten.
Führend für Unternehmer

ubs.com/unternehmer



Hopp Albanien!

Fussball macht blind.
Der Doppeladler erreicht den
Bundesrat. Von Roger Köppel

Das kam aus tiefstem Herzen, direkt aus dem limbischen System: Kaum hatten die Schweizer Nationalspieler Xhaka und Shaqiri ihre glorreichen Tore gegen den Erbfeind Serbien geschossen, verhakten sie ihre Hände zum mythischen Doppeladler, völkisches Emblem aller Albaner, Wappenzeichen der unverbrüchlichen Stammeszugehörigkeit, in diesem historischen Moment aber vor allem das Triumphsignal einer Demütigung der verhassten Serben, an denen sich die Albaner im Schweiz-Dress fussballerisch für das erlittene Unrecht aus zahllosen Balkankriegen rächten. Sport und Politik wirbelten unentwerrbar durcheinander.

Nein, das war keine harmlose Grussbotschaft an die Verwandten im Kosovo, wie der überforderte Verband im Nachhinein verbreitete. Das war die Fortsetzung des innerjugoslawischen Bruderkriegs unter Schweizer Flagge. Gab es das schon mal? Nach den Toren pflanzten sich die Doppeladler Xhaka und Shaqiri grimassierend, mit glühenden Testosteron-Augen vor der serbischen Fankurve auf, eine kriegerische Urszene wie aus dem Film «Braveheart», kurz bevor die kriegsbemalten Hochlandschotten über die Engländer herfielen. Was immer in diesen Momenten abging: Mit der Schweiz und ihrem Fussball hatte es nichts mehr zu tun.

Oder doch? Waren die Szenen von Kaliningrad nicht gerade das perfekte Sinnbild? Die Migrationspolitik der löchrigen Grenzen hat dazu geführt, dass die einwandernden Volksgruppen immer auch ihre Konflikte von zu Hause in die Schweiz mitnehmen. In Bern gehen Türken und Kurden mit Eisenstangen aufeinander los. In Zürich gibt es innertamilische Strassenschlägereien. Islamisten importieren den heiligen Krieg. Die Schweizer Fussball-Doppeladler heizen mit ihrer Aktion jetzt auch noch den ohnehin schwelenden Unfrieden zwischen Albanern und Serben an. Es passte, dass Captain Stephan Lichtsteiner am Ende ebenfalls solidarisch mit dem Doppeladler jubelte. Was für ein Anblick: Nicht die Schweizer integrieren die Albaner, die Schweizer werden von den Albanern integriert.

Bemerkenswert ist, wie alle jetzt den Vorfall herunterspielen. Natürlich haben sie realisiert, dass gegen Serbien eine Linie überschritten wurde. Etwas ist zerbrochen. Für den Fussballfan gibt es keine brutalere Ohrfeige, als wenn der Nationalspieler, dem er inbrünstig



Völkisches Emblem, Triumphsignal der Rache.

huldigt, im Moment seines grössten Triumphs, dem erfolgreichen Torschuss, eine andere Leibchenfarbe überstreift. Hopp Albanien! Es war, schrieb ein Kommentator auf Facebook, wie wenn Deine Frau beim Orgasmus Jean-Luc ruft, aber Du heisst weder Jean noch Luc. Da half es schon gar nicht, wenn Erfolgsschütze Xhaka im Interview gleich nach dem Match den kapitalen Sieg in erster Linie seiner «Heimat Kosovo» widmete und nicht der Schweiz, die seine Familie als Flüchtlinge einst aufgenommen und seine Laufbahn erst ermöglicht hatte.

An diesem bemerkenswerten Fussballabend in Kaliningrad kam etwas zum Vorschein, was viele Schweizer als Problem empfinden, sich aber nur ungerne eingestehen, erst recht nicht jetzt, weil es den Spass an dieser sonst so grossartigen WM vertreiben würde. Viele haben das Gefühl, dass die Schweiz beim Thema Migration und Flüchtlinge über den Tisch gezogen wird, dass zahllose Ausländer, die hierherkommen, vor allem profitieren wollen, aber – und darauf kommt es an – erstaunlich wenig Dankbarkeit zeigen. Auch das politisch verbreitete Märchen, die Wohlstandsmigranten würden nahtlos integriert, zum Beispiel durch den Sport, widerlegt der

Doppeladler. Die Integration ist nur ein hauchdünner Firnis. Nicht überall, wo Schweiz draufsteht, ist Schweiz drin.

Was ist ein Schweizer? Was macht den Schweizer aus? Die Frage wird im Mainstream inzwischen als unanständig empfunden. Die Antwort ist einfach: Schweizer ist, wer das Schweizer Bürgerrecht erworben hat und sich mit der Schweiz und ihrer Staatsform identifiziert. So definierte es der grosse freisinnige Schriftsteller Gottfried Keller. Dass nach dem Doppeladler-Jubel die Frage aufkommt, wie sehr sich die schweizalbanischen Fussball-Legionäre wirklich mit dem Land identifizieren, für das sie spielen, ist deshalb nicht Ausdruck von Fremdenhass, sondern eine natürliche Entfremdungsreaktion, die auch jene gehabt haben dürften, die sich jetzt so sehr bemühen, die Debatte abzuwürgen.

Würden die Verbände ihre eigenen Grundwerte und Statuten ernst nehmen, hätten sie die drei Doppeladler nicht nur gebüsst, sondern sperren müssen. Selbstverständlich. Der Schweizerische Fussballverband (SFV) verbietet «jegliche Diskriminierung von Personengruppen» aufgrund von «ethnischer Herkunft» oder «Politik». Er fordert in seinen Zweckartikeln von den Spielern gar «Neutralität». Der Weltfussballverband Fifa ist gegen politische Manifestationen und gegen Handlungen, die das Publikum provozieren. Genau dies aber durften jetzt fast ungeahndet die antineutralen, antiserbischen albanischen Doppeladler-Provokateure tun. Die seitenlangen Gutmenschen-Broschüren der Fifa gegen «Rassismus und Diskriminierung»? Sie sind das Papier nicht wert, auf das sie gedruckt werden.

Auch die Politik taumelt mit im Doppeladler-Delirium. Grundsätze werden über Bord geschleudert. Aussenminister Ignazio Cassis empfing seinen kosovarischen Amtskollegen und twitterte wenige Stunden vor dem Spiel leichtsinnig, er hoffe, «unsere kosovarischen Spieler» würden der «Nati» helfen, «heute Abend» gegen Serbien zu gewinnen. Selbst nach dem nationalistischen Polit-Kraftakt durch Xhaka und Co. stellte sich Cassis hinter das Schweizer Team, ebenso Sportminister Guy Parmelin. Die Bundesräte decken die Kosovo-Schweizer, die unterm Schweizerkreuz ausländische Politik gegen Serbien betreiben.

Merken sie es wirklich nicht? Die Schweiz steht mit Truppen im Kosovo. Sie hat dafür zu sorgen, dass zwischen Albanern und Serben nicht erneut ein Bürgerkrieg ausbricht. Strengste Neutralität zwischen den Parteien ist Pflicht. Xhaka und Shaqiri haben mehr politisches Gespür als die beiden Bundesräte, die noch immer gegen Serbien jubeln. Hopp Albanien! Fussball macht blind. Hauptsache, die eigene Mannschaft gewinnt und die Stars schiessen ihre Tore.

Unsere einzige Schwäche:
es gibt nur 33 Betten.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

25 JAHRE KLINIK PYRAMIDE Spitze für Sie

PYRAMIDE KLINIK AM SEE



Er lebte, spielte und liebte: Boris Becker. Seite 26



Abschied von der klassischen Familie: Seite 32



«Vollkommene Ästhetik funktioniert nur, wenn man mit sich allein ist.»

Peter Schmidt: Seite 52

64 Timbersports Holzer mit Gespür
65 Ralph Turke Baumfällen als Sport

Fussball-WM 2018

25 Sepp Blatter
Fehlende Loyalität, blaues Auge
25 Marcel Reif
Böser Rückschlag

Rubriken

9 Im Auge Inaki Urdangarin
14 Personenkontrolle
15 Nachruf Charles Krauthammer
56 Die Bibel Orientierungsverlust durch Rettungsgeschwafel
56 Kino Sechs französische Boulevardkomödien
57 Knorrs Liste
57 Jazz Paul Gonsalves
59 Fragen Sie Dr. M.
59 Gewinner der Woche Mikron
60 Thiel WM
60 Namen
Generalabonnement, lebenslang
60 Fast verliebt Zwei gegen Papi
61 Unten durch Tugenden
62 Wein
Champagner, als Sekt verkleidet
62 Salz & Pfeffer
Pfälzer Saumagen
63 Auto
Range Rover Velar
66 Darf man das?/Leserbriefe

Titelgeschichte

- 5 Editorial Hopp Albanien!
- 16 Bundesrat im Abseits
Provokationen und hilflose Gesten
- 18 Schweizer Grossalbanien Serbiens
Reaktion auf die Doppeladler-Affäre
- 19 Spitzenschweizer Lichtsteiner
Klaus J. Stöhlker über Nationalspieler
- 19 Nationalismus ist geil
Der Doppeladler wird Mode
- 20 «Grösser als Land und Raum»
Die historischen Wurzeln der Albaner
- 21 Doppeladler-Doppelbürger
Lob für Shaqiri und Xhaka

Interviews

- 22 Pascal Boniface Der Geopolitiker
über Fussball als Gradmesser
der internationalen Beziehungen
- 52 Peter Schmidt Der deutsche
Produkt designer über die Ästhetik
von Kondomen und Staubsaugern

Kommentare & Analysen

- 9 Kommentar
Sieg der Demokratie
- 10 Sozialhilfe Dinosauriermässig
- 11 Eilmeldung
Flüchtlinge als Retter
- 12 Essay der Woche
Kinder als Propagandawaffe
- 30 Mörgeli Wendig, windig,
wichtigtuersch
- 30 Bodenmann Doppeladler Lichtsteiner
- 31 Medien So ändert sich die Welt
- 31 Die Deutschen Endlich erlöst

Inland

- 32 Kinder für alle? Die Grenzen
der Fortpflanzungsmedizin
- 36 Simonetta Sommaruga Rund um die
Schweiz wird die Asylwende vollzogen
- 40 Medienförderung Die Politik will
mehr Kontrolle über Verlagshäuser
- 46 Papst Franziskus
In der Bordkabine mit dem Pontifex

Ausland

- 38 #120dB Neue Frauenbewegung gegen
die importierte Kriminalität
- 39 Spanien merktel Präsident
Pedro Sánchez' Migrationspolitik
- 49 Inside Washington Vogelfrei

Wirtschaft & Wissenschaft

- 28 Plastik im Meer Serie zum
Zustand der Weltmeere (Teil 2)
- 42 Raiffeisen Die Finanzaufsicht
löst keine Führungsprobleme
- 43 Swisscom Urs Schaeppis
kurzsichtige Glasfasernetz-Strategie
- 58 Mysterien der Weltgeschichte
Kampf des Jahrhunderts

Kultur & Gesellschaft

- 26 Boris Becker Mario Widmer über
die Eskapaden des Ex-Tennis-Stars
- 44 Ab in den Psycho-Urlaub Immer mehr
Absenzen aus psychischen Gründen
- 50 Ikone der Woche
Gaius Iulius Caesar
- 55 «Die Perser» Aischylos' Tragödie
ist brennend aktuell

Die Weltwoche **schreibt** über Risiken. Unsere Kunden **zeichnen** sie.

Für Versicherer entwickeln wir in Sankt Petersburg, Kaliningrad, Tomsk und Zürich massgeschneiderte Werkzeuge für Pricing und Risikomanagement.

Unsere Lösungen verändern die Welt nicht jede Woche. Aber sie machen sie jeden Tag etwas berechenbarer.

Verständnis

Experten mit jahrzehntelanger Erfahrung bei führenden Versicherern begleiten Sie von der Spezifikation bis zum Support der Lösung.

Vertrauen

Als eigentümergeführtes Unternehmen tun wir alles für Ihren langfristigen Erfolg.

Innovation

Unser internationales Team denkt weiter als nur an den State of the Art.





Learning Journey 2019

Tel Aviv – vibrierende Tech-Metropole

Tel Aviv entwickelt sich mit rasender Geschwindigkeit zum neuen Silicon Valley. Auf unserer Expertenreise vom 11. bis 15. März 2019 lernen Sie die boomende Start-up-Szene aus nächster Nähe kennen.

Auf der «Learning Journey 2019» erfahren Sie aus erster Hand, was die Welt von morgen bewegt. Sie tauschen sich mit den Entscheidungsträgern aus und gewinnen Inspiration für Ihre eigenen Visionen.

5,2 Milliarden Dollar hat Israel allein letztes Jahr in Jungunternehmen investiert – rund 1000 der insgesamt 3400 Start-ups befinden sich in Tel Aviv. Vorangetrieben werden hier die grossen Hypes wie künstliche Intelligenz, selbstfahrende Fahrzeuge, Robotik, Drohnen oder biometrische Gesichtserkennung.

Sie werden kompetent betreut vom Start-up-Coach und Social-Media-Manager Stefan Stengel sowie von Patric Preite (CEO Interactive Friends AG), der bereits die innert kürzester Zeit ausgetuchte Silicon-Valley-Leserreise «Digital Journey 2018» organisiert hat.

Reiseprogramm (provisorisch):

1. Tag:

- Anreise, Check-in im Viersternehotel und Briefing
- Gemeinsames Abendessen

2. bis 4. Tag:

- Besuch von Start-ups, Inkubatoren, Accelerator und Investoren
- Geplante Stationen: Airobotics, Argus Cyber Security, I Know First, My Heritage, Sales Predict, Viber, Waze, Wix, Zebra, Aleph, Splash Ventures, Takwin Labs, 500 Startups, UpWest Labs
- Abschluss-Dinner und Präsentation in der Tel Aviv University

5. Tag: Rückreise

Platin-Club-Spezialangebot

Tel-Aviv-«Learning Journey» vom 11. bis 15. März 2019.

Leistungen:

- Swiss-Direktflug Zürich–Tel Aviv (Economy)
- 4 Übernachtungen im EZ inkl. Frühstück im Viersternehotel
- Transfers bei Ankunft und Abflug
- Privatbus vom Hotel zu allen Reisezielen
- Mo. und Do.: Abendessen, sowie Di. und Mi.: Mittag- und Abendessen, auf eigene Kosten

Preis (pro Person)

- Für *Weltwoche*-Abonnenten: Fr. 5900.–
- Für Nicht-Abonnenten: Fr. 6900.–
- Upgrade Swiss-Business-Class: auf Anfrage (alle Preise zzgl. MwSt.)

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Tel. 071 577 35 00, www.interactivefriends.ch/platinclub oder info@interactivefriends.ch

Bedingungen:

Die Anzahl der Teilnehmer ist auf ca. 15 Personen limitiert.

Veranstalter:

Interactive Friends AG, 9400 Rorschach SG
www.interactivefriends.ch

www.weltwoche.ch/platinclub

Sieg der Demokratie

Von Wolfgang Koydl — In unsicheren Zeiten und in einer unsicheren Nachbarschaft holt sich Recep Erdogan wieder eine deutliche Mehrheit. Die Türken haben gut gewählt.



Patriotisches Wohlbefinden: Wahlsieger Erdogan.

Jetzt geht's also dahin mit der türkischen Demokratie. Völlig entfesselt wird der zum Diktator gesalbte Staatschef Recep Tayyip Erdogan die letzten Dämme einreissen und den Weg bahnen für eine autoritäre, ach was, quasi totalitäre Ein-Mann-Herrschaft. Viel wird nicht fehlen, und er wird sich, wie die osmanischen Sultane, mit dem Schwert des Propheten-Nachfolgers Omar in sein Amt einführen lassen.

Dann werden die Gefängnisse überquellen von politischen Gefangenen, die paar letzten unabhängigen Medien werden gleichgeschaltet, Ströme politischer Emigranten werden sich nach Europa, türkische Truppen in die Nachbarstaaten ergiessen. Eine lange, dunkle Nacht wird auf den Bosphorus und Anatolien herniedersinken.

Chancen für die Opposition

So hören sich die apokalyptischen Reaktionen auf die Präsidentschafts- und Parlamentswahlen in der Türkei vom vergangenen Sonntag an. Doch wenn die Vorhersagen so zuverlässig sind wie die Wahlprognosen westlicher Politiker, Journalisten und Experten, kann man sich entspannt zurücklehnen: Sie werden genauso wenig eintreten wie der prophezeite knappe Wahlausgang, die Schlappe für Erdogan.

Der Amtsinhaber und sein Parteienbündnis strichen ungefährdet absolute Mehrheiten ein.

Der zum grossen Herausforderer und Hoffnungsträger hochgeschriebene Gegenkandidat Muharrem Ince kam mit Ach und Krach auf knapp ein Drittel der Stimmen. Bei der Alternative zwischen einem ehemaligen Physiklehrer und einem erfolgreichen Volkstribun fiel den Türken die Wahl nicht schwer.

Richtig ist, dass mit der Wahl Verfassungsänderungen in Kraft getreten sind, die dem Staatsoberhaupt künftig mehr Vollmachten geben. Er kann jetzt das Parlament auflösen, Minister ernennen und entlassen, und statt einen schwachen Premierminister zu berufen, füllt er dieses Amt jetzt gleich selbst in Personalunion aus. Mit anderen Worten: Ein türkischer Präsident hat ab sofort – wie furchterregend – ähnliche Vollmachten wie ein französisches Staatsoberhaupt.

Die Verfassungsänderungen wurden indes nicht diktatorisch durchgedrückt, sondern von den türkischen Wählerinnen und Wählern in einem Referendum verabschiedet. Genauso, wie diese nun mehrheitlich Erdogan in seinem Amt bestätigten. Das nennt man gemeinhin Demokratie: Es gibt verschiedene politische Angebote. Der Bürger trifft seine Wahl. Er nimmt, was ihm besser gefällt, mehr nützt oder ihn weniger kostet. Der unterlegene Kandidat akzeptiert die

»» Fortsetzung auf Seite 10

Geschlechtsumwandlung



Inaki Urdangarin, Harembewohner.

Der neue Häftling, ein attraktiver Schrank von einem Mannsbild, war vergangene Woche mit grossem Interesse erwartet worden im Gefängnis von Brieva bei Ávila. Es handelte sich um Iñaki Urdangarin, 50, ehemals Herzog von Palma und Noch-Ehemann der Infantin Cristina, ihrerseits Schwester des Königs Felipe VI. von Spanien. Verständlich die Neugier: Urdangarin, einst ein medaillenbehangener Handballstar, ist der einzige männliche Strafgefangene im Bunker. Das Zuchthaus ist mit grossem Aufwand einer administrativen Geschlechtsumwandlung unterzogen worden, vom Männer- in einen Frauenknast. Nun mutmassen die da draussen, dass der noble Schlawiner fünf Jahre und zehn Monate als Hahn im Korb unter lauter Diebinnen, Kindstöterinnen, Schwindlerinnen und ihren Bewacherinnen haust. Sozusagen im Harem auf Staatskosten und zur ständigen Beunruhigung seiner Angetrauten, wo sonst eher der Insasse in Sorge um die Treuliebende *extra muros* lebt.

Urdangarin sitzt wegen Veruntreuung von 6 Millionen Euro Steuergeldern, Betrug und Geldwäsche. Und genau genommen verbringt der einstige Profisportler seine mönchische Klausur nicht in einer Zelle, sondern in einer grossräumigen ehemaligen Direktionswohnung mit eigener Küche und Schwimmbad (allerdings ohne Heizung) und zwei weitläufigen Innenhöfen zum Alleingang – eine Runde misst 500 Meter – nach Belieben, was ziemlichen weiblichen Neid hervorrufen dürfte.

Die «Affäre Noos», die Ausplünderung einer privaten Stiftung mit Urdangarin als einem Hauptdrahtzieher, hatte die spanische Monarchie schwer erschüttert und zur Abdankung von König Juan Carlos beigetragen. Im Königspalast wurden die Bilder von Cristina und Inaki abgehängt, und sie wurden aus den Webseiten gelöscht. Die beiden königlichen Untoten wanderten mit ihren vier Kindern in die USA aus, Urdangarin arbeitete dort als Unternehmensberater für die Telefónica. Ein Schelm, wer da nach dem Sinne der Strafzwecktheorie fragt: Wie geläutert kommt er da heraus? *Peter Hartmann*

Entscheidung und versucht sein Glück beim nächsten Mal erneut. Sein grösstes Plus sind dabei die Fehler, die der Amtsinhaber machen wird, vor allem dann, wenn dieser schon sehr lange regiert. So gesehen sind die Chancen für die Opposition in der Türkei intakt.

Önce Türkiye

Seit fünfzehn Jahren bestimmt Erdogan die Geschicke des Landes, zuerst als Regierungs-, dann als Staatschef. Auch beim populärsten Politiker stellt sich früher oder später Überdruß ein, zumal da die Aufgaben für Erdogan nicht leichter werden. Ob Wirtschaftskrise, Migrantenströme oder die gefährliche geopolitische Nachbarschaft: Die Weichenstellungen der nächsten Jahre werden schwierig und riskant sein.

Dazu brauchte Erdogan zusätzliche Vollmachten, und nicht, um persönliche Machtgelüste zu befriedigen. Es ist richtig, dass die neuen Rechte des Präsidenten in den falschen Händen eine Gefahr sein können. Doch diese Gefahr sehen die meisten Türken bei ihrem Präsidenten eben nicht gegeben. Sie vertrauen ihm ein weiteres Mal – mit gutem Grund.

Sicher, derzeit schwächelt die Wirtschaft. Die Löhne sinken, die Preise steigen. Doch es ist nicht die erste Krise, welche die Türken mit Erdogan durchlebt und überwunden haben. Wichtiger ist, dass er den Lebensstandard vieler seiner Landsleute deutlich verbessert hat, seitdem er – nach einem der katastrophalsten ökonomischen Einbrüche der letzten zwanzig Jahre – erstmals die Regierung übernahm.

Hinzu kommt, dass Erdogan die Türken wieder stolz gemacht hat auf ihr Land. Seine vom Ausland oft belächelten gigantischen Infrastrukturprojekte – eine neue Bosphorus-Brücke, der grösste Flughafen der Welt, eine brandneue U-Bahn – haben nicht nur Arbeitsplätze und Wohlstand, sondern auch patriotisches Wohlbefinden geschaffen.

Darüber hinaus hat Erdogan im Ausland Töne angeschlagen, wie man sie von den eher stillen Türken nicht gewohnt war. Israels Ministerpräsidenten Benjamin Netanjahu kanzelte er auf offener Bühne ab, die deutsche Kanzlerin und den amerikanischen Präsidenten attackierte er direkt und persönlich. *Önce Türkiye*, «Turkey first», ist älter als Donald Trumps amerikanischer Slogan.

Erdogan ist einer der starken Männer, die seit einiger Zeit die Weltbühne dominieren: Trump gehört dazu, Wladimir Putin, der Ungar Viktor Orbán, der Chinese Xi und in gewisser Weise auch Macron, der sich seine Bewegung auf den Leib geschneidert hat. Sie führen Diktaturen, autoritäre Systeme oder Demokratien. Gemeinsam ist ihnen, dass sie ihren Verfassungsauftrag ernst nehmen und die Interessen und das Wohlergehen ihrer Länder in den Vordergrund stellen. Man wird bald mehr von ihnen sehen.

Politik

Dinosauriermässig

Von Alex Baur — Die Sozialbranche ist kritikresistent. Jede Reform wird reflexartig abgeblockt. Die Kosten explodieren. Die Chefs sitzen fest im Sattel.

Der Nachlass der 59-jährigen Italo-Bernerin Francesca T. bestand aus Dutzenden von 100-Liter-Kehrichtsäcken, die mit neuen, teilweise ungebrauchten Kleidern gefüllt waren. Da sie fast täglich in den Modegeschäften der Berner City anzutreffen gewesen war, liegt der Schluss nahe, dass Francesca T. kaufsüchtig war. Doch die Verstorbene lebte von der Sozialhilfe. Wie war es möglich, dass die Mittellose all den Tand in einem geschätzten Neuwert von 100 000 Franken zusammenraffte? Wie kam es, dass das Sozialamt der Frau eine Dreizimmer-Wohnung finanzierte, als es ihr in ihrem Studio zu eng wurde? Dem Vermieter platzte der Kragen. Er machte Bilder von der Bescherung und informierte den *Blick*.

Was nun folgte, entsprach einem Drehbuch, das in solchen Fällen seit einer gefühlten Ewigkeit abgespult wird. Felix Wolfers, Leiter des Sozialamtes der Stadt Bern und Co-Geschäftsführer der Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe (Skos), kündete eine interne Abklärung an. Zugleich warnte er davor, vom Einzelfall auf das Allgemeine zu schliessen. Er nutzte die Gelegenheit, um über die angeblich hohe Arbeitslast der Sozialämter zu klagen und forderte – einmal mehr –, die Gemeinden finanziell zu entlasten: Wenn der Kanton die Sozialhilfe bezahlen würde (in Bern ist dies bereits der Fall), würden sich die Leute auch nicht mehr so aufregen, wenn etwas schief läuft.

Lauter Einzelfälle

Letzte Woche dann die Entwarnung. Eine interne Abklärung habe ergeben, dass formell alles seine Ordnung hatte. Wie Francesca T. ihre Einkäufe finanzierte, bleibt ein Rätsel. Wie sie zu einer grösseren Wohnung kam, ist gemäss Wolfers irrelevant, da sich die Miete knapp im Rahmen hielt. Über den Wert der Kleider könne man keine Angaben machen, da sie mittlerweile wertlos seien. Aufgrund der aufgedeckten Fälle (1 bis 2 Prozent) geht man in Bern davon aus, dass Missbrauch kein Problem sei.

Alles halb so wild? Natürlich ist Francesca T. ein Einzelfall. Die Sozialhilfe unterscheidet sich gerade dadurch von den Sozialversicherungen, dass jeder Antragsteller als Sonderfall behandelt wird. In der Theorie kann man alles zurechtbiegen. Fehlentwicklungen manifestieren sich in der Praxis. Fälle wie jener von Francesca T. sind Alarmsignale.

Zuverlässige Indikatoren liefern sodann die Statistiken. Diese weisen seit Jahren stetig

nach oben. Zwischen 2003 und 2016 haben sich die jährlichen Nettoausgaben bedarfsabhängiger Sozialleistungen fast verdoppelt, von gut 4 auf über 8 Milliarden Franken (Ergänzungsleistung inklusive).

Seit Jahren weisen Kritiker darauf hin, dass die Sozialhilfe in bestimmten Konstellationen unter Berücksichtigung aller Extras markant höhere Einkünfte bringt als Arbeit. Insbesondere für Junge, aber auch für schlecht qualifizierte und nicht integrierte Immigranten ist die Sozialabhängigkeit eine Falle, aus der es oft kein Entrinnen gibt. Seit Jahren versprechen Sozialpolitiker Abhilfe, blocken aber zugleich jede Reform ab. Keine Branche ist so kritik- und reformresistent wie die Sozialbranche.

«Mehr Millionäre als Sozialrentner»

Skos-Chef Felix Wolfers ist die Inkarnation des verknöcherten Systems. Spürbare Anreize, die Faule bestrafen und Fleissige belohnen, sind für ihn des Teufels. Mehr Handlungsspielraum und Autonomie für die Gemeinden? – Um Himmels Willen, «es entstünde ein Wettbewerb», warnt Wolfers im Berner *Bund*. Abgestufte Leistungen nach Alter und Arbeitsfähigkeit? «In der Schweiz leben mehr Millionäre als Sozialhilfebezüger, die Mittel sind vorhanden», kontert Wolfers. Für die Hälfte der Sozialbezüger sei Arbeit eh nicht zumutbar. Die andere Hälfte interessiert ihn nicht.



Alarmsignale: Skos-Chef Felix Wolfers.

Flüchtlinge als Retter

Von Christoph Mörgeli — Das evangelische Tagungszentrum Boldern am Zürichsee gilt seit langem als Sanierungsfall. Jetzt sollen es ein Hotel, Events, Landverkäufe und «traumatisierte Flüchtlinge» richten.



Liegenschaft an bester Lage: Tagungsstätte Boldern ob Männedorf.

Die Differenz zwischen Geld und Geist begleitet die Tagungsstätte Boldern – hoch über Männedorf mit traumhafter Aussicht auf den Zürichsee gelegen – seit der Eröffnung von 1948. Es ist der verbal ausgiebig auf Nachhaltigkeit bedachten Institution nie gelungen, sich nachhaltig zu finanzieren. Hatte in den siebziger Jahren die Bekehrung von Studienleiterin Marga Bührig zur feministischen Theologie noch irritiert, so sorgte 1986 die nachträgliche Solidarisierung von Studienleiterin Reinhild Traitler mit der Terroristin Ulrike Meinhof für offene Empörung. Als Soll und Haben immer bedenklicher auseinanderklafften, strich die reformierte Kirche des Kantons Zürich 2011 den von ihr bezahlten Boldern-Studienbereich. Die Kantonalkirche setzte auf ihr «Haus der Stille» in Kappel und liess den Boldern-Verein fallen. Kirchenrat und Synode hatten die Geduld auch deshalb verloren, weil sich Vorstand, Trägerschaft und Mitglieder heftige Dauerfehden über die Ausrichtung lieferten.

Spirituelle Retraiten

Schliesslich setzte die Boldern-Leitung neben dem herkömmlichen Tagungsbetrieb auf ein offenes Hotelkonzept mittels Aktiengesellschaft. Doch «Wine and Dine» oder Happy Hours vertragen sich nur beschränkt mit den nach wie vor durchgeführten spirituellen Retraiten. Und die in unmittelbarer Nachkriegs-

zeit spartanisch eingerichteten Gästezimmer können heutigen Komfortansprüchen trotz aufwendiger Renovierungen nicht mehr genügen. Kurz: Das Tagungs- und Studienzentrum Boldern bleibt ein Sanierungsfall. Gelingt es nicht, das finanzielle Ruder rasch herumzureissen, ist das Vereinsvermögen in wenigen Jahren dahingeschmolzen – die Lage ist angespannt. Zwar gewährt die Zürcher Kantonal-

Die Professionalisierung der «Heimstätte der Begegnung» schreitet also zügig voran.

bank mitunter neue Darlehen, denn sie weiss um den Wert der Liegenschaft an bester Lage, bei der allein die zahlreichen Gebäude auf 20 Millionen Franken versichert sind. Doch der Trägerverein, der sich neu als Stiftung aufstellen will, hat Grund zur Nervosität. Bereits wurde als Tafelsilber das zugehörige Boldernhaus an der Voltastrasse 27 in Zürich für einen hohen einstelligen Millionenbetrag verkauft. Längst hat der Boldern-Verein seine begehrliehen Blicke auch auf den lukrativen Verkauf seiner «grossen und sehr wertvollen Landreserve» geworfen; beste Beziehungen von Vereinspräsidentin Madeleine Strub-Jaccoud, die in Männedorf auch als Kirchenpflegepräsidentin amtiert, zum Gemeinderat ermöglichten ein zügiges Quartierplanverfahren, an dem

sich die Nachbarn, nicht zu ihrer Freude mit erheblichen Summen beteiligen müssen.

Rundumbetreuungsstaat

Nicht nur «Ort der Begegnung, des Dialogs, der Auseinandersetzungen und der Hoffnung» will Boldern in Zukunft sein, sondern neu auch «Ort des sozialen Engagements». Im Klartext geht es um die Erschliessung neuer Geldquellen. Die nachhaltigste Lösung von Finanzproblemen bietet noch immer der Staat. Und so verfiel der Boldern-Verein auf das Projekt «Hortus» und damit auf die Unterstützung der öffentlichen Hand zugunsten eines «Ambulatoriums für traumatisierte und besonders schutzbedürftige Flüchtlinge». Laut *Zürichsee-Zeitung* sollen ob Männedorf ab 2019 «Vertriebene zur Ruhe kommen können». Das Angebot betreffe «einige wenige» anerkannte oder vorläufig aufgenommene Flüchtlinge und deren Familien. Dabei setzt Boldern auf die Zusammenarbeit mit dem Ambulatorium für Folter- und Kriegsoffer (AFK), welches das Universitätsspital Zürich als «Teil des öffentlichen Versorgungsauftrags» führt. Eine schriftliche Vereinbarung liegt allerdings noch nicht vor.

Längerfristig soll eine Tagesklinik verwirklicht werden, und zwar mit Therapieangeboten, Tätigkeiten in der Natur oder im Werkstattatelier, gemeinsamem Kochen und Essen sowie verschiedenen Bildungsmöglichkeiten. Dafür würde ein früheres Jugendhaus umgebaut werden. Die veranschlagten Kosten sollen neben dem Staat die Krankenkassen oder Stiftungen tragen – und auch von den Kirchgemeinden wird Geld erwartet. Die Projektgruppe gab sich an der jüngsten Vereinsversammlung auf entsprechende Nachfrage zuversichtlich, dass die Flüchtlingswelle nicht so schnell vererbe. Und wenn doch, vertrauen die von der Organisation Face Migration und dem urbanen Planungsbüro Intosens professionell beratenen Verantwortlichen darauf, dass traumatisierte Personen noch über Jahre hinweg an ihren negativen Fluchterlebnissen leiden und der Dauertherapie bedürfen.

Neben der Sorge für die traumatisierten Flüchtlinge sorgt der Boldern-Vorstand gleich auch noch etwas für sich selber. Er lässt sich seine gemeinnützige Arbeit mit insgesamt 60 000 Franken entschädigen. Der Delegierte des Vorstandes, gleichzeitig Präsident der reformierten Kirchenpflege der Nachbargemeinde Stäfa, ist zu 40 Prozent besoldet. 2017 gelang es ihm, als «Geschäftsführer» in die Dienste von Boldern zu treten. Die Professionalisierung der früheren «Heimstätte der Begegnung» schreitet also zügig voran. Der Rundumbetreuungsstaat übernimmt. Heute scheint nicht ausgeschlossen, dass das Boldern-Areal in Männedorf früher oder später vollumfänglich von Migranten genutzt wird. Seien sie nun mehr oder weniger traumatisiert.

Giftige Tränen

Von Alex Baur — Kindermotive sind eine beliebte Propagandawaffe: Sie wirken direkt aufs Herz, betäuben den Verstand und lenken von den wirklichen Problemen ab.



Auf der Suche nach dem American Dream: Yanela Hernandez mit Mutter Sandra während der Grenzkontrolle in Texas; *Time*-Cover-Fotomontage.

Welch ein Wechselbad der Gefühle. Wie ein angeschlagener Boxer torkelte der grossmaulige Donald Trump Anfang letzter Woche über die Polit-Bühne. Dass der amerikanische Präsident an der mexikanischen Grenze nun auch noch unschuldige Kinder armer Flüchtlinge ihren Eltern entreissen und verhaften lässt, schien das Mass des Erträglichen definitiv gesprengt zu haben. Unter dem Eindruck der Bilder eines Kinderlagers, das flugs in «La Perrera» (der Hundezwinger) umbenannt wurde, schienen sich selbst Republikaner, ja gar seine Frau Melania von Trump abzuwenden. Glaubt man dem *Tages-Anzeiger*, war es «der grösste Proteststurm», der seit seiner Wahl über den Rüpelhaften hereingebrochen war. Trump musste erstmals zurückrudern. War dies der Anfang vom Ende?

Fake News über Trennung von der Mutter

Das Cover des linksliberalen *Time Magazine* konnte als eine Art moralischer K.-o.-Schlag gedeutet werden: Der mächtige Präsident Trump betrachtet herablassend die kleine Yanela Hernandez, die weinend zu ihm hochschaut. Das Bild des zweijährigen Mädchens aus Honduras, welches mit seiner Mutter am 12. Juni von der Grenzkontrolle in Texas angehalten wurde, war die Ikone, die dem Aufstand der Trump-Verächter ein Gesicht gab.

Der Jubel dauerte nicht einmal einen Tag. Am Freitag brachte die *Daily Mail* ein Interview mit dem Vater von Yanela, Javier Hernandez. Die Anklage gegen Trump krachte zusammen wie ein Kartenhaus. Nach der Darstellung des 32-jährigen Vaters, der als Kapitän in Honduras über ein geregeltes Einkommen verfügt, war es nicht die Armut, welche die Mutter mit der zweijährigen Yanela zur gefährlichen Reise über die mexikanische Grenze motiviert hatte, sondern der American Dream. Seine Frau Sandra habe bereits bis 2013 illegal in den USA gelebt, sei dann aber gefasst und abgeschoben worden. Für die illegale Wiedereinreise über den Rio Grande mit Yanela habe sie einem «Coyote» (Schlepper) 6000 Dollar bezahlt. Sie wurde von den US-Grenzbehörden nie von Yanela getrennt, die beiden befanden sich sicher und unbehelligt in einem amerikanischen Auffangheim. Drei weitere Kinder im Alter von sechs bis vierzehn Jahren liess die junge Mutter beim Vater in Honduras zurück.

Familienfotos, welche die lachende Sandra unter anderem am Steuer eines neuen Mittelklassewagens zeigen, entzaubern das Klischee des bitterarmen Flüchtlings. «Das falsche Mädchen», seufzte der *Tages-Anzeiger* Anfang Woche, «Donald Trump hat die Affäre um Einwanderungskinder unbeschadet überstanden.» Nicht einmal Trumps Umfragewerte hätten gelitten. Die Enttäuschung triefte förm-

lich aus den Zeilen. Selten wurde ein vermeintlicher Bildbeweis so schnell so schonungslos entlarvt, aber auch die Heuchelei, die sich hinter dem Hype versteckt. Trumps Schicksal interessierte offenbar mehr als jenes der Immigranten aus dem Süden.

Kleinkinder sind seit Urzeiten ein probates Mittel der Propaganda. Das Lächeln und die Tränen von Kindern verbieten jeden Einspruch. Schaut man sich die Propagandafilme



Der Vater wollte neue Zähne: Aylan Kurdi,

von Hitler oder Mussolini an, könnte man meinen, der Führer und der Duce seien Babysitter gewesen, die nichts anderes im Sinn hatten, als von verzückten Müttern dargebrachte Babys zu drücken. Mit Gruselgeschichten über rituelle Kindsmorde wurde auf der anderen Seite schon im Mittelalter Stimmung gegen die Juden gemacht. Heute hetzt die palästinensische Hamas Kinder auf israelische Grenzsoldaten, auf dass Allah sie in den Kreis der Märtyrer aufnehme und die Juden als Kindermörder überführe. Weinende Kinder sind ein fester Bestandteil jeder Kriegsberichtserstattung. Die Fotografen wollten nur aufrütteln, heisst es dann – als ob wir noch nicht wüssten, wie schrecklich Kriege sind. Tatsächlich geben die Kinderbilder in der Regel vor allem Auskunft darüber, auf welcher Seite der Reporter steht.

Das grösste Problem sind die Maras

Bilder sind mächtig, sie wirken direkt auf die Seele, gaukeln eine unverfälschte Wahrheit vor. In Wahrheit gibt es nichts Subjektiveres als den Blick durch das Objektiv. Bilder zeigen immer nur einen mehr oder weniger mutwillig aus Raum und Zeit herausgerissenen Ausschnitt der Realität. Das Kinderbild ist die Wunderwaffe der Propagandisten schlechthin. Es lädt geradewegs zur Manipulation ein.

Als die Massenzuwanderung übers Mittelmeer einsetzte, bekam das Publikum vor allem Bilder von Müttern mit Kindern vorgesetzt, obwohl diese nur eine kleine Minderheit repräsentierten. Im September 2015 ging das Bild des im türkischen Badeort Bodrum angeschwemmten, ertrunkenen dreijährigen Aylan Kurdi um die Welt. Das Foto wurde zum Fanal der Tragödie. Grossbritannien kündigte in der Folge die Aufnahme von 20 000 Kriegsflüchtlingen aus Syrien an. Sogar im fernen Kanada rückte das Foto das Asylthema ins Zentrum der Wahlen.

Doch das aufwühlende Bild von Aylan überstrahlte eine Geschichte, welche die Tragödie in einem ganz anderen Licht erscheinen lässt. Die Familie Kurdi stammt ursprünglich aus Damaskus und flüchtete bereits 2012, zuerst nach Aleppo und später in die Türkei. Aylans Vater Abdullah arbeitete während zweier Jahre in einer türkischen Textilfabrik. Sein Auskommen war wohl karg, doch die Existenz der Familie war gesichert. Als er mit Frau und Kindern in einem Schlauchboot nach Griechenland übersetzen wollte, waren die Kurdis nicht auf der Flucht. Abdullahs Schwester Teema, die im kanadischen Vancouver lebt, hatte ihm tausend Dollar für ein neues Gebiss überwiesen, wie sie in einem TV-Interview erklärte. Weil das Geld für den Zahnarzt nicht reichte, beschloss Aylans Vater, damit die Überfahrt nach Europa zu finanzieren. In Deutschland, so hatte Abdullah Kurdi gehört, bekomme er das neue Gebiss vom Staat finanziert.

Kurzum: Die Kurdis flüchteten nicht vor dem Schrecken des Bürgerkriegs. Das Ziel der Reise waren neue Zähne. Dafür setzte Abdullah Kurdi das Leben der ganzen Familie aufs Spiel. Ob ihm das zum Vorwurf gereicht, wäre eine Frage für sich. Es ist eine dornenvolle Frage, zumal, wenn man selber im Wohlstand lebt. Die falschen Assoziationen, welche das Bild des toten Aylan auslöste, befreiten uns bequem von dieser unangenehmen Auseinandersetzung. Das Bild war mächtiger als die Wirklichkeit.

Auch der Hype um Donald Trump und die weinende Yanela lenkt von einer Realität ab, die auf gewisse Weise noch trostloser ist als die mediale Fiktion. Zweifellos gibt es Gewalt und Armut in Honduras. Doch die Migration lindert diese Plagen nicht, im Gegenteil. Das wohl grösste Problem sind die sogenannten Maras: kriminelle Jugendbanden, deren Wurzeln bis in den mexikanisch-amerikanischen Krieg (1846–1848) zurückreichen. Ursprüng-

lich waren die Maras vor allem in den Latino-Vierteln der Grossstädte in Kalifornien und Texas aktiv. Mit dem Drogenhandel und der Migration breiteten sie sich in den letzten Jahrzehnten über ganz Zentralamerika aus.

Der Menschenhandel beschert dem organisierten Verbrechen auf dem amerikanischen Kontinent längst Einnahmen, die mit jenen des Drogenhandels vergleichbar sind. Die Grenzen sind fliessend. Die Schlepper werden vor allem von Emigranten finanziert, die Angehörige und Freunde in die Vereinigten Staaten nachziehen. Die Grenze zu den USA, an der allein letztes Jahr 412 Menschen in der Wüste verdursteten oder im Rio Grande ertranken, ist gefährlich. Noch gefährlicher ist die Reise durch Mexiko. Die Sitten sind brutal, niemand bietet den Illegalen Schutz. Migranten müssen damit rechnen, ausgeraubt, vergewaltigt oder entführt zu werden. Wenn die Verwandten in den USA nicht zahlen, droht der Tod. Die jugendlichen Killer der Maras, nicht selten verwahrloste Kinder von Migranten, die man bei der Grossmutter oder einer Tante zurückliess, sind ein Teil dieses Systems.

Elend nur Mittel zum Zweck

Wenn die Mexikaner mit den Fingern auf die USA zeigen, lenken sie auch von ihrem eigenen Versagen und ihrer eigenen Verantwortung ab. Sämtliche US-Regierungen haben versucht, den Teufelskreis an der Südgrenze zu stoppen. Donald Trump räumte dem Problem Priorität ein. Die Mittel, die er propagiert – von der Mauer bis zu konsequenten Kontrollen und Ausschaffungen – sind nicht neu. Neu sind nur die politischen Widerstände.

Das Drama um Yanela hat es nun in erschütternder Deutlichkeit offenbart: Es geht um Trump, das Elend der Migranten ist nur Mittel zum Zweck. Bei der Wahl der Mittel gleichen sich die Guten zusehends den Bösen an: Bei Bedarf werden Kinder als Waffe eingesetzt.



Bodrum (Türkei), 2. September 2015.



Mächtiger als die Wirklichkeit: Omran Daqneesh, Aleppo (Syrien), 17. August 2016.

Personenkontrolle

Lynch, Trump, Meyer, Sommaruga, Salvini, Stojanovic, Calmy-Rey, Parmelin, Lüscher, Ruiz, Savary, Riklin, Köppel, Klöti, Häusermann, Alimi

David Lynch, Lord des finsternen Autorenfilms, hat seine Biografie lanciert: «Room to Dream». Ein Journalist vom *Guardian* durfte den *mystery man* in seinem L.-A.-Studio besuchen. Im Interview erfährt man Interessantes. Etwa, dass Lynch («Twin Peaks») nicht fernsieht und keine Filme schaut: «Ich war nie ein Filmnarr. Ich mache nur gerne Filme», sagt der 72-Jährige. Erstaunlich ist auch, dass Lynch offenbar eine Frohnatur ist, die gerne campen geht. Aufsehen erregte das Interview aber wegen seiner Äusserungen zu **Donald Trump**: «Er könnte als einer der grössten Präsidenten in die Geschichte eingehen, weil er alles so durcheinandergebracht hat.» Niemand komme ihm «auf intelligente Weise» bei. Während Trump selbst vielleicht keinen guten Job mache, öffne er aber einen Raum für andere Aussenseiter. «Unsere sogenannten Führer bringen das Land nicht voran. Wie Kinder sind sie. Trump hat das alles gezeigt.» Der Präsident scherzte daraufhin, Lynchs Karriere sei jetzt wohl «vorbei». (dia)

Ulrich Meyer, höchster Richter im Land, ist mit dem Bundesrat gar nicht zufrieden. Seit Jahren schon klagt das Bundesgericht über zu viel Arbeit und drängt bei den politischen Stellen auf eine spürbare Entlastung. Letzte Woche nun hat der Bundesrat endlich die von Bundesgerichtspräsident Meyer und seinen Amtskollegen lange ersehnte Vorlage aus dem Departement von Justizministerin **Simonetta Sommaruga** verabschiedet. Nur sieht der Entwurf gar nicht so aus, wie sich das Meyer gewünscht hat. Im Gegenteil: Die Vorlage könnte die Zahl der Fälle vielmehr weiter ansteigen lassen. Denn die Landesregierung will zum einen neue Zugangsmöglichkeiten ans höchste Gericht schaffen, zum andern aber nicht auf die subsidiäre Verfassungsbeschwerde verzichten, die den Richtern seit langem ein Dorn im Auge ist und ihrer Ansicht nach unbedingt abgeschafft gehört. Hält das Parlament an dieser Linie fest, will das Bundesgericht von der Revisionsvorlage überhaupt nichts mehr wissen, wie es in einem ungewohnt deutlichen Communiqué mitgeteilt hat. (fon)

Matteo Salvini, harter Hund in Migrationsfragen, ist schwach geworden. Still und leise erlaubte Italiens Innenminister dem dänischen Frachter «Alexander Maersk», den sizilianischen Hafen Pozzallo anzulaufen und



«Afrikanische Tänze»: Politologe Stojanovic.



Inkonsequent: Italien-Präsident Salvini.



Freipass: SVP-Bundesrat Parmelin.



Noch mehr Arbeit: Bundesrichter Meyer.



Trump-Peaks: Filmemacher Lynch.

dort die an Bord befindlichen Migrantinnen an Land gehen zu lassen. Die Ausrede: Es habe sich um ein Handelsschiff gehandelt und nicht um ein von einer NGO gechartertes Schiff. Mag sein, aber Migrant bleibt Migrant. Inzwischen nimmt er auch Flüchtlinge des NGO-Schiffes «Lifeline» auf. (ky)

Nenad Stojanovic, Sozialdemokrat, hat ein Problem. Der Schweizer Politologe mit bosnischen Wurzeln stellt sich gegen seine Genossinnen und Genossen. Während sich alt Bundesrätin **Micheline Calmy-Rey** und mehrere SP-Nationalräte als Patrone des Kosovos und Herunterspieler der Doppeladler-Provokation in Szene setzten, gibt das Mitglied der Eidgenössischen Rassismuskommission Gegensteuer. Bei Swissinfo mahnt Stojanovic nach dem Weltmeisterschaftsspiel Schweiz–Serbien: «Diese Form von Nationalismus darf man nicht dulden.» Die Spieler mit kosovarischem Migrationshintergrund hätten eine politische Aussage machen beziehungsweise eine ethnische oder nationalistische Botschaft aussenden wollen mit dem Ziel, «die Gegner zu provozieren

oder die Überlegenheit der eigenen Ethnie zu betonen». Schon auf Twitter hatte Stojanovic festgehalten, die Triumphgesten seien weder zu rechtfertigen noch zu verteidigen oder zu bagatellisieren. Seit je behaupteten die Akteure im Balkankonflikt, die anderen hätten angefangen. Man dürfe die «eindeutig nationalistische Geste» nicht verharmlosen, so Stojanovic. Stattdessen empfiehlt er als Ausdruck der Freude auf dem Fussballplatz «eine Art afrikanische Tänze». Ob dann seine Rassismuskommission nicht erst recht einschreiten müsste? (m0)

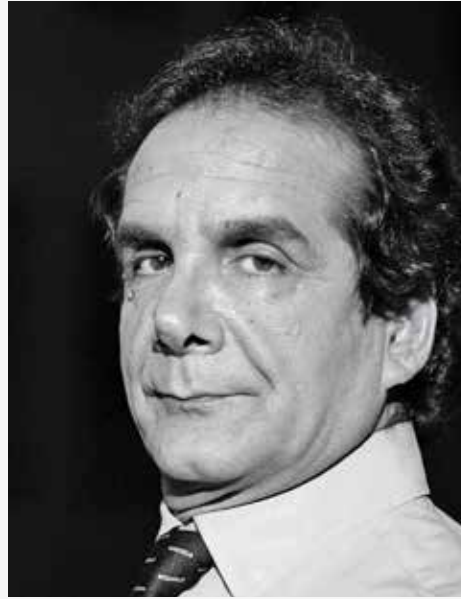
Guy Parmelin, Hopser, flippte beim Fussballmatch Schweiz gegen Serbien förmlich aus. Der gemütliche Winzer aus der Waadt reiste nicht allein nach Russland. Er lud – wie der *Tages-Anzeiger* herausfand – drei Parlamentarier in den Bundesratsjet ein, und zwar gratis und franko. Profiteure dieser Vorzugsbehandlung waren **Christian Lüscher** (FDP), **Rebecca Ruiz** (SP) und **Géraldine Savary** (SP). Dabei hat er ehemals gegen Savary für den Ständerat kandidiert. Mit den drei Romands pflege er «einen regelmässigen Austausch zu Sicherheitsthe-

men», lautete Parmelins Begründung, die hoffentlich so unglaublich ist wie die Ausrede, der Doppeladler sei ein völlig harmloser Ausdruck der Freude. Wenn diese drei Politiker wirklich Parmelins regelmässige sicherheitspolitische Berater wären, hatten wir in der Schweiz ein noch grösseres Problem als mit drei kindschöpfigen Spielern der Nationalmannschaft. (mö)

Kathy Riklin, Prophetin, wettete mit *Weltwoche*-Verleger **Roger Köppel** in der Sendung «Arena» des Schweizer Fernsehens vom 24. Juni 2016 um eine Flasche Champagner. Sie prophezeite während des Streitgesprächs über die Folgen des Brexit steif und fest, dass die Arbeitslosigkeit in Grossbritannien in zwei Jahren grösser sein werde. Mittlerweile sind die zwei Jahre vorbei. 2016 – zum Zeitpunkt von Riklins Vorhersage – betrug die britische Arbeitslosenquote noch 4,9 Prozent. Gegenwärtig, genau zwei Jahre später, beträgt sie 4,2 Prozent. Und zwar trotz oder wegen des bevorstehenden Austritts aus der EU. Die Champagnerflasche ist bei Redaktionsschluss noch nicht bei Roger Köppel eingetroffen. Kenner der Politszene vermuten, dass die jederzeit sparsame Kathy Riklin mit der Übergabe zuwartet, bis ihr der edle Tropfen von irgendeinem Spender geschenkt wird. (ww)

Martin Klöti, oberster St.Galler Einbürgerer, sieht sich mit einem offenen Brief der Wiler Stadtparlamentarierin **Erika Häusermann** konfrontiert. Die Grünliberale wirft dem FDP-Regierungsrat vor, sich geweigert zu haben, im kantonalen Einbürgerungsverfahren des umstrittenen Wiler Imams **Bekim Alimi** Dokumente entgegenzunehmen und zu prüfen, die ihrer Ansicht nach für die Beurteilung der Einbürgerung relevant sind. Alimi respektiere nachweislich weder Frauenrechte noch die Gleichberechtigung, noch die Religionsfreiheit von Muslimen, heisst es in dem Brief. (gut)

Nachruf



Illusionslos: Kolumnist Krauthammer.

Charles Krauthammer (1950–2018) — Mit einer kurzen, erschütternden «Notiz» in der *Washington Post* hatte er von den Lesern Abschied genommen. Er habe Krebs im Endstadium, schrieb dort der Kolumnist, der Kampf sei vorbei, er sei «traurig», dass er gehe. Aber er gehe «ohne Bedauern» und im Wissen, dass «ich das Leben lebte, das ich mir wünschte.» Zwei Wochen später war er tot.

Charles Krauthammer, Sohn jüdischer Eltern, die als junge Menschen vor dem aufkommenden Faschismus aus Europa nach Amerika geflüchtet waren, gilt als einer der einflussreichsten politischen Kommentatoren unserer Zeit. Seit über dreissig Jahren erschien pünktlich jeden Freitag in der *Post* seine Kolumne, für die er 1987 den Pulitzer-

preis bekam, und die in 400 Zeitungen nachgedruckt wurde. Sein Buch «Things That Matter» (Dinge, die zählen, 2013), eine Sammlung von Kolumnen und Essays, führte wochenlang die Bestsellerlisten an und wurde über eine Million Mal verkauft. Wer immer in den USA der letzten Jahrzehnte politische Ereignisse, Skandale, Verwerfungen diskutierte, stellte sich, ob konservativ oder progressiv, auch die Frage: «Und was meint Krauthammer dazu?»

Geschrieben oder mündlich formuliert, Krauthammers Beiträge waren durchwegs präzise, elegant und von einer Flaubertschen Luzidität. Seine Analysen hatten die Wirkung eines Säurebades, das allen Wortplunder wegätzt und den Wesenskern eines Sachverhaltes freilegt. Politiker beschrieb er mit einem bis zur Erbarmungslosigkeit nüchternen, dabei nie zynischen Blick. Man merkt den Porträts an, dass ihr Autor in seinem ersten Beruf Psychiater war, aber sie unterscheiden sich von medizinischen Diagnosen durch ihre sprachliche Schönheit, ihren trockenen Humor, ihre intellektuelle Brillanz und eine die Grenzen der Profession überschreitende Gelehrtheit.

Politisch-philosophisch war Krauthammer, der seit einem Unfall als blutjunger Student querschnittgelähmt war, ein pragmatischer Konservativer in der Freiheitstradition von John Stuart Mill. «Politik ist der Festungsgraben, die Mauer», formulierte er einmal, «hinter denen die Barbaren lauern. Versäumst du es, diese auf Abstand zu halten, geht alles in Flammen auf.»

Krauthammers illusionslose Wahrnehmung der Welt wird uns fehlen. *Eugen Sorg*

Künstliche Intelligenz: Wie Sie damit Geld verdienen.

Diese Woche:
Investieren in den Megatrend.



www.handelszeitung.ch | Kostenloser Newsletter | Jeden Donnerstag am Kiosk | Als mobile App für iPad und iPhone | Digital-Abo zum Kennenlernen

Zur Wirtschaft. Zur Sache.

Handelszeitung

Bundesrat dribbelt sich ins Abseits

Von Philipp Gut und Thomas Renggli — Aussenminister Cassis provoziert die Serben, Sportminister Parmelin verteidigt den albanischen Doppeladler von Xhaka, Shaqiri und Co. Kein Wunder, hat der Fussballverband seine Spieler nicht im Griff.

Der Torhüter Yann Sommer ist ein besonnener und intelligenter Interviewpartner. «Diese Schweizer Mannschaft ist wie eine Wohlfühlase oder ein Kraftort», sagte er im letzten Herbst der *NZZ am Sonntag*. Wer die jüngsten Ereignisse um das Schweizer Team beobachtet, könnte die Worte des Keepers auch anders interpretieren: Die Nationalmannschaft ist eine geschützte Werkstatt, in der man Probleme ausblendet und Schwierigkeiten totschweigt – und wo die Chefs ihre Angestellten nach antiautoritären Prinzipien gewähren lassen.

Die Fifa sah am Montagabend davon ab, den Schweizer Hausfrieden nachhaltig zu stören. Sie taxierte den Doppeladler-Jubel der Spieler Xhaka, Shaqiri und Lichtsteiner aus der Partie gegen Serbien aufgrund von Paragraph 54 ihres Disziplinarreglements als unsportliches Verhalten und Verstoss gegen die Fairness (und nicht als politische Intervention) und belohnte die Grossverdiener mit Bussen von 10 000 (Shaqiri, Xhaka) beziehungsweise 5000 Franken (Lichtsteiner). Die Fifa liess Gnade vor Recht walten. Mit härterem Einschreiten wäre aufgrund der Rechtslage zu rechnen gewesen. «Wer während einer Partie die Zuschauer provoziert, wird mit mindestens zwei Spielsperren und einer Geldstrafe von mindestens 5000 Franken belegt», heisst es in Artikel 54 des Fifa-Disziplinarreglements.

Gilliérons «Balkan-Graben»

Nicht auszudenken, wenn die drei Leistungsträger Xhaka, Shaqiri und Lichtsteiner bis zum Achtelfinal oder weiter gesperrt worden wären. Sogar der in der Angelegenheit eher zurückhaltende *Tages-Anzeiger* sprach davon, dass die paar Spieler die «ganze Expedition» gefährdet hätten. Angesichts der Unmissverständlichkeit des Fifa-Reglements und der pikanten Ausgangslage gegen Serbien ist es schwer nachvollziehbar, dass die Schweizer Mannschaftsführung die Spieler offenbar nicht ausdrücklich darauf hingewiesen und sie verbindlich auf ein korrektes Verhalten verpflichtet hat.

An mangelndem juristischem Detailwissen kann es nicht liegen. Der Nationalmannschafts-Delegierte (und direkte Vorgesetzte von Trainer Petkovic) heisst Claudio Sulser. Er ist Anwalt und arbeitete sieben Jahre für die Fifa – zwischen 2013 und 2016 als Präsident der Disziplinarkommission, zuvor an der Spitze

der Ethikkommission. Im Duett mit dem Generalsekretär des Schweizerischen Fussballverbands (SFV) Alex Miescher behauptete Sulser: «Es steckt keine politische Botschaft hinter dem Jubel.» Das Gedächtnis der SFV-Verantwortlichen ist offenbar kurz: Es war der Verband selber gewesen, welcher dem Doppeladler vor vier Jahren eine politische Dimension gegeben und sich nach einer Sitzung mit dem Spielerrat darauf verständigt hatte, diese Geste künftig zu verbieten.

Wie Sulser ist auch Verbandspräsident Peter Gilliéron erfahrener Anwalt. In Sachen Fifa-Reglement lässt er die Dossiersicherheit aber vermissen. Sonst hätte er kaum Captain Lichtsteiner dafür gelobt, dass er sich der «Doppeladler-Fraktion» anschloss und mit seinen kosovo-albanischen Teamkollegen im Gleichschritt jubelte: «Das ist sehr solidarisch. Die Gruppe ist sehr solidarisch. Das macht sie noch solidarischer», sagte Gilliéron. Mehr fiel ihm dazu nicht ein. Dabei war es ausgerechnet Lichtsteiner gewesen, der 2014 die Debatte über den «Balkan-Graben» im Schweizer Team losgetreten und von «richtigen» und «anderen Schweizern» gesprochen hatte.

Halten wir uns an die Fakten: Die SFV-Statuten sind eindeutig und widersprechen Gilliérons Interpretation. Jegliche «Diskriminierung eines Landes, einer Einzelperson oder von Personengruppen aufgrund von ethnischer Herkunft, Geschlecht, Sprache, Religion, Politik oder aus einem anderen Grund» sei verboten, heisst es in Artikel 3. Der SFV setze sich «für einen gesunden, respektvollen, fairen und erfolgreichen Sport ein. Er lebt Fairplay vor, indem er dem Gegenüber respektvoll begegnet und transparent handelt und kommuniziert. Er anerkennt die Ethik-Charta des Schweizer Sports und verbreitet die Ethik-Prinzipien in seinen Klubs.»

Trainer Vladimir Petkovic, ein früherer Sozialarbeiter aus dem Tessin mit Geburtsort Sarajevo, verpasst keine Möglichkeit, den Multikulti-Charme der Mannschaft hervorzuheben und die erfolgreiche Integration zu loben. Über seine Spieler sagt er: «Diese Menschen sind Teil der Schweiz. Und die Nationalteams des Schweizerischen Fussballverbands sind nichts anderes als die Spiegelbilder des Landes.» Gleichzeitig lässt der Trainer zu, dass Xherdan Shaqiri auf seinen Fussballschuhen neben der Schweizer Flagge auch die kosovari-

sche Fahne zur Schau trägt. Man stelle sich vor, ein englischer Nationalspieler würde ein schottisches oder irisches Emblem präsentieren – oder ein Russe die ukrainischen Farben. Er müsste seine Ausrüstung wohl schneller wechseln, als er die Schuhe binden kann.

«Wir machten es, Bruder»

Vor diesem Hintergrund fällt es schwer, die Jubelpose der Spieler im Serbien-Match als spontane und harmlose Handlung abzutun. Dass es sich um eine orchestrierte Aktion gehandelt hat, lässt auch die Instagram-Meldung vermuten, die Xhaka unmittelbar nach Spielschluss absetzte: «We did it bro @shaqirixherdan». «Wir machten es, Bruder». «Es» meint wohl beides: die Tore und das Doppeladlerzeichen.

Bezeichnend für das improvisierte Krisenmanagement und die Verharmlosungsstrategie des Verbandes ist die Antwort von SFV-Kommunikationschef Marco von Ah auf entsprechende Fragen der *Weltwoche* an den Präsidenten: «Peter Gilliéron steht für Interviews nicht zur Verfügung. Wir haben ein weiteres wegweisendes Spiel vorzubereiten, und wenn ihr lieber über Jubelszenen berichtet als über Sport, überlassen wir das natürlich euch.»

Das Thema wird von den Verantwortlichen nach Kräften heruntergespielt, doch die Welt sieht es anders: Rund um den Globus werden die «albanischen Symbole» der Schweizer Nationalfussballer diskutiert, die *New York Times* widmete dem Fall mehrere Geschichten («Xhaka and Shaqiri Score for Swiss, Make Albanian Symbol», «Switzerland Beats Serbia in a Game Tinged with History and Politics», «Swiss Ministers Support Xhaka»). In seiner Antwort verwies SFV-Kommunikationschef von Ah auf die «historisch verbürgte friedliche Bedeutung» des Doppeladlers bei den Habsburgern: «Der Doppeladler ist ein Symbol für das friedli-



«Wie Mutter Teresa»: Calmy-Rey, 2008.



«Aufgeladene Stimmung»: Bundesrat Parmelin (l.) mit Gattin Caroline und SFV-Präsident Gilliéron beim Spiel der Schweiz gegen Serbien.

che Zusammenleben von Menschen unterschiedlichster Herkunft und Religionen.»

Dumm nur: Hier geht es nicht um den habsburgischen, sondern um den albanischen Doppeladler – und friedlich ist das Zusammenleben auf dem Balkan nach Jahren blutiger Bürgerkriege leider immer noch nicht. Warum sonst müsste die Schweiz im Rahmen der Kfor Truppen im Kosovo stationieren, um zu verhindern, dass sich ethnische Serben und Albaner gegenseitig die Köpfe einschlagen? Bereits haben kosovarische Politiker angekündigt, die Busse von Xhaka und Shaqiri zu übernehmen.

Es braucht nicht allzu viel Fantasie, um sich vorzustellen, dass die Arbeit der Schweizer Kfor-Soldaten in Zukunft von den Serben noch misstrauischer betrachtet werden wird. Zu Schlägereien kam es nach den gegenseitigen Provokationen auf Rasen und Rängen auch in der Schweiz. Beruhigend werden sich die Ereignisse von Kaliningrad auf die Konfliktzonen nicht auswirken.

Das Thema ist eben hochpolitisch – und der Bundesrat heizt es noch weiter an. Aussenminister Ignazio Cassis (FDP) twitterte sich

schon vor Anpfiff des Serbien-Spiels ins Abseits. Er sei stolz, den Aussenminister des Kosovo, Behgjet Pacolli, in seinem Heimatort zu empfangen, so Cassis am Freitagnachmittag aus Collina d'Oro. Und er fügte hinzu: «Che i giocatori kosovari della nostra Nazionale ci aiutino a vincere stasera!» Auf dass die kosovarischen Spieler der Schweizer Nati hülften, zu gewinnen. Cassis vermischte damit Fussball und Politik – eine sehr einseitige Politik.



Ignazio Cassis.

Auf dass die kosovarischen Spieler hülften, zu gewinnen.

Man staunt, auch wenn es nicht neu ist: Die Schweizer Aussenminister haben sich spätestens seit Cassis' Vorgängerin Micheline Calmy-Rey (SP) im Streit zwischen Serben und (Kosovo-)Albanern auf die Seite der Letzteren geschlagen. Unter Aussenministerin Calmy-Rey anerkannte die Schweiz den Kosovo 2008 sofort als unabhängigen Staat, völker-

rechtlich ist dieser Status bis heute umstritten. Im Kosovo fühle sie sich «verehrt wie Mutter Teresa», sagte Calmy-Rey dem *Sonntagsblick*. Die Kritik an den Doppeladler-Gesten kann sie nicht nachvollziehen. Niemand könne die Spieler mit ausländischen Wurzeln «zwingen, ihre Herkunft und Vergangenheit aus dem Fenster zu werfen». Als ob es darum ginge.

Auch Sport- und Verteidigungsminister Guy Parmelin (SVP) verteidigt die politische Provokation der erweiterten Albanerfraktion innerhalb der Schweizer Nationalmannschaft. «Wer die aufgeladene Stimmung miterlebt hat, schätzt die Leistung der Schweizer Nati umso mehr und kann verstehen, wenn die Emotionen mit einem Spieler durchgehen», so Parmelin. Es sei nicht im Sinne des Sports, nun eine Polemik entstehen zu lassen. Die Schweiz sei stolz auf ihre Vielfalt an Sprachen, Kulturen und Meinungen.

Fragen an Parmelin

Die *Weltwoche* konfrontierte Bundesrat Parmelin – Vertreter einer Partei, welche die Neutralität der Schweiz gross schreibt – mit der Frage, ob er damit nicht ein falsches Signal aussende. Wie will der Bundesrat sich etwa der serbischen Regierung gegenüber glaubhaft auf die Schweizer Neutralität berufen, wenn er sich öffentlich mit den Albanern verbrüdet und Verständnis für ihre nationalistischen Symbole im Schweizer Dress ausdrückt? «Der Fall wurde durch die Fifa geregelt. Wir äussern uns nicht mehr weiter dazu», lässt Parmelin durch einen Sprecher ausrichten.

Der Doppeladler tritt anscheinend am liebsten gemeinsam mit dem Vogel Strauss auf. Kopf in den Sand. Doch der Schaden ist ange richtet. ○

Schweizer Grossalbanien

Von Boris Kálnoky — In Serbien reagiert man gereizt auf die Doppeladler-Affäre. Sie wird als politisches Signal und als Parteinahme der Schweiz für den Kosovo verstanden.



Als gehörten beide Länder zusammen: Albaner-Demo vor dem Bundeshaus.

In den Augen der Welt ist die Schweiz der Inbegriff von Neutralität. Viele Serben aber betrachten die Schweiz als den Ort, wo Kosovo-Albaner ihre Guerilla-Armee UCK gründeten und das nötige Geld dafür sammelten, um freiwillige Kämpfer zu rekrutieren und letztlich mit Hilfe der Nato den Kosovo gewaltsam von Serbien abzuspalten. Während des Kosovo-Krieges verbreiteten die albanischen Rebellen lange von der Schweiz aus ihre Mitteilungen an die internationalen Medien.

Und jetzt zeigten kosovarische Fussballer im Schweizer Nationaltrikot den serbischen Fans auf den Tribünen provokativ den albanischen Doppeladler, nachdem sie für die Schweiz die Tore geschossen hatten, die Serbiens erneute Niederlage besiegelten – diesmal nicht auf dem Schlacht-, sondern auf dem Fussballfeld.

Shaqiri hat den Serben nichts zu sagen

«Es geht nicht so sehr darum, dass Spieler der Nationalmannschaft eines Landes, die aber aus einem anderen Land stammen, ein nationales Symbol ihres Mutterlandes verwendeten», sagt der Belgrader Historiker und Politiker Predrag Markovic (G17 Plus, liberal-konservative Partei). Niemand in Serbien habe etwas dagegen, wenn etwa ein Spieler griechi-

scher oder italienischer Herkunft in Schweizer Farben auf dem Spielfeld nationale Symbole seines Herkunftslandes verwende. «Das wahre Problem ist die dramatische Vergangenheit – der Kosovo-Krieg», sagt Markovic. Für die meisten Serben sei die Geste der beiden



Schweizer Kosovaren «eine Kriegsbotschaft» gewesen. Eine Botschaft, die im Grunde besagte: «Wir haben viele von euch umgebracht und gewonnen. Und es kann wieder passieren.» Der passende Vergleich wäre, so Markovic, wenn ein Spieler deutscher Herkunft in einem Spiel gegen Polen oder Israel den Fans der anderen Seite nach einem Tor den Hitlergruss zeigen würde.

Das mag übertrieben wirken, aber es illustriert die angeheizte Stimmungslage. Noch deutlicher und vor allem kaltblütiger als die beiden feiernden Spieler nutzten albanische Politiker den Augenblick, um Serbien gegenüber drohend Überlegenheit zu demonstrieren. Albanien Ministerpräsident Edi Rama, der wiederholt davon gesprochen hat, es werde «so oder so» zu einem Grossalbanien kommen, zu einer Vereinigung der albanisch bevölkerten Gebiete auf dem Balkan, teilte Fotos der beiden Doppeladler-Momente auf Twitter. Rama setzt zwar darauf, die albanischen Gebiete im Rahmen eines

EU-Beitritts zu «vereinigen», in dem Sinne, dass Grenzen letztlich bedeutungslos würden. Seine Worte hatten in der Vergangenheit aber auch eine drohende Dimension. Wenn nicht durch einen EU-Beitritt der diversen Balkanländer, «dann eben anders», sagte er einmal. Und als Albanien 2014 in Belgrad gegen Serbien spielte, provozierten albanische Fans die Serben, indem sie eine Doppeladler-Fahne an einer Drohne über das Stadion fliegen liessen – just als Rama in Belgrad zu Besuch war. Serbische Behörden verdächtigten gar seinen ebenfalls anwesenden Bruder, die Drohne geflogen zu haben.

Die Adlergesten waren für viele Serben aber nicht nur ein nationalistischer Affront. Es war auch eine Botschaft, die lautete: «Seht, wir Albaner haben euch erneut mittels der Schweiz niedergedrungen.» Nach dem Spiel zeigte Torschütze Xherdan Shaqiri erneut eine verächtliche Haltung gegenüber Serben, als Reporter der Belgrader Zeitung *Blic* (ein Ableger des Schweizer *Blicks*) ihn auf Serbisch fragten, ob er etwas zu dem Spiel sagen wolle. «Ne, necu», erwiderte er kalt in fließendem Serbisch: «Nein, werde ich nicht.»

Arm in Arm

Wie sehr die kosovarische Elite mit der Schweiz verflochten ist, zeigt ein Blick auf die Regierung in Pristina. Regierungschef ist der einstige UCK-Kommandant Ramush Haradinaj, der neun Jahre in der Schweiz lebte. Sein Vizepremier ist der Schweizer Staatsbürger und Geschäftsmann Behgjet Pacolli. Ein Foto aus dem vergangenen Jahr zeigt die beiden Politiker Arm in Arm mit der albanischen Doppeladler-Fahne in den Händen.

«Schweizer» Albaner regieren den Kosovo. Da fällt es manchen Serben schwer, an die Schweizer Neutralität zu glauben, wenn es um den Kosovo geht. Zumal auch Schweizer Politiker manchmal so reden, als seien nicht nur eingebürgerte Kosovaren ein selbstverständlicher Teil der Schweiz, sondern als gehörten beide Länder irgendwie zusammen. So schrieb Nationalrat Cédric Wermuth (SP) zum zehnjährigen Bestehen des Kosovo im Februar 2018 auf *Albinfo.ch*, der News-Plattform der albanischsprachigen Schweiz: «Fast alle Schweizerinnen und Schweizer haben zum Kosovo eine persönliche Beziehung, so auch ich. Ich bin mit jungen Kosovarinnen und Kosovaren zur Schule gegangen, habe Fussball mit ihnen gespielt. Die Geschichte der beiden Länder hat sich durch die Katastrophe des Krieges unzertrennlich verbunden, bis heute.»

Da die Schweiz auch rund 200 Soldaten im Kosovo hat, kann man nur hoffen, dass es dort nicht zu Zwischenfällen mit radikalen Serben kommt, die vielleicht den Eindruck haben, es gebe kaum einen Unterschied zwischen der kosovarischen und der Schweizer Politik.

Spitzenschweizer Lichtsteiner

Von Klaus J. Stöhlker — Der internationale Klubfussball gehorcht längst der kommerziellen Söldnerlogik. Was aber ist heute und morgen ein Schweizer Fussball-Nationalspieler?

Wenn sich westliche und östliche Oligarchen einen Fussballklub leisten dürfen, kann dies einem Nationalstaat, wie es die Schweiz ist, nicht verwehrt werden. Wäre der Adler der Nationalvogel der Schweiz, hätten Xherdan Shaqiri und Granit Xhaka, der den schweizerischsten aller Vornamen trägt, nur die halbe der ohnehin sehr mässigen Fifa-Strafe zahlen müssen. Was also ist heute und morgen ein Schweizer Nationalspieler?

Der Fussball ist mit grossem Abstand die wichtigste Sportart der Welt. Wie es Fifa-Präsi-



Integrationsgenie: Captain Lichtsteiner.

dent Gianni Infantino soeben mit der Vergrößerung der Zahl der WM-Mannschaften gezeigt hat, geht es zuerst einmal um Geld. Es geht im organisierten Fussball jedem nur um das grosse Geld, mit Ausnahme der Milliarden Zuschauer rund um den Globus, die mit dem «beautiful game» eine Ablenkung von ihrer meist trostlosen Gegenwart suchen.

Gladiatoren der Leistung

Die ausländischen Hochleistungsgladiatoren und Schauspieler auf dem grünen Rasen sind so national, wie es einst die Schweizer Landsknechte waren, die im Dienst von Königen und Fürsten standen. Sie waren bereit, für ihre Herren auf Zeit zu sterben, aber gerade die Offiziere zogen es vor, mit einer Rente in Goldmünzen zu Hause in Pension zu gehen. Heute entspricht dies einer Fussballer-Villa im Kosovo, in Serbien oder an den Ufern des Léman.

Der Nationalstaat Schweiz, dem diese heimischen oder ausländischen Gladiatoren dienen, die auf dem Spielfeld ihre Knochen riskieren, profitiert von diesem System. Bundesräte

fliegen mit dem Staatsjet an die Orte des Geschehens. Fifa, Uefa und sechzig andere Sportorganisationen bringen regelmässig Milliarden in die Schweiz. Wer siegt, wird bewundert.

Die Schweiz ist aber auch eine globale Plattform geworden, von welcher der Nationalstaat, der Steuern erhebt und mit einem Militär die Grenzen schützt, nur ein kleiner Teil ist. Es ist eine Meisterleistung des Nationalstaates Schweiz, diese Plattform geschaffen zu haben, wo ausländische Sportler, ausländische Banken und Ölhändler, ausländische Milliarden und Millionäre zu Vorzugstarifen ein Auskommen finden. Das ist richtig so, partizipieren sie doch auch nicht an der Politik in Gemeinden, Kantonen und im Bund. Es ist von der Kernschweiz, dem Nationalstaat Schweiz, so gewollt.

Der eigentliche Held des Tages, als die albanischen Vögel sich vom Stadiongrund erhoben, ist für mich Captain Stephan Lichtsteiner. Mit seiner blitzschnellen Reaktion, ebenfalls «den Adler zu machen», rettete er den Zusammenhalt seiner grossartigen

Schweizer Nationalmannschaft. Hätte er dies nicht getan, wäre eine der besten Schweizer Nationalmannschaften aller Zeiten in zwei Teile zerbrochen. Er trat als Spitzenschweizer auf, der die Grenzen überwindet, indem er die beiden Balkan-Adler mit dem gleichen Zeichen wieder in die Mannschaft zurückholte. Das war eine Leistung, die den Beifall aller und nicht eine Fifa-Bürokratenstrafe verdient hätte.

Kann der Nationalstaat Schweiz, der sein Land in eine Plattform von Weltklasse verwandelt hat, mit derlei künftig leben? Selbstverständlich sollen bei uns weiter die Schellen läuten, sollen Fendant und Raclette auf den Tischen bleiben, und der Basler Vogel Gryff soll seinen Tanz aufführen. Aber die Plattform Schweiz wird von wunderbaren Albanern, Indern, Kolumbianerinnen, Texanern und Ägyptern bevölkert. Einige von ihnen spielen auch in unserer Nationalmannschaft. Gott sei Dank – und hoffentlich noch lange.

Klaus J. Stöhlker ist Unternehmensberater für Öffentlichkeitsbildung in Zollikon ZH.

Nationalismus ist geil

Doppeladler wird Mode.



«Solidarität»: Steiner, Meier, Rau (v.l.).

Seit dem Sieg der Schweiz über Serbien ist auf Shiesigen Pausenplätzen die Doppeladler-Pose das neue coole Ding. Jedes Kind kreuzt die Daumen und spreizt die Finger – egal, woher es kommt. Vor allem die Buben stehen auf solche Posen, Starfussballer wie Cristiano Ronaldo und Antoine Griezmann pflegen bewusst eigene Jubelgesten, die die Kinder dann nachahmen.

Der Doppeladler ist für die Kids die ideale Pose: Sie steht für den grandiosen Triumph der eigenen Mannschaft, für Siegeswillen bis zur letzten Minute. Im Idealfall kann man damit sogar noch Eltern und Lehrer ärgern. Was will man mehr?

Unerwartete Anwendungen

Doch nicht nur bei (vor-)pubertären Jungs ist der Doppeladler *en vogue*, sondern auch bei der Kulturschickeria. Zwei Teilnehmer des SRF-Literaturclubs – Autorin Simone Meier und Theatermann Milo Rau – posierten nach der Aufzeichnung mit der Geste. Moderatorin Nicola Steiner gesellte sich grinsend hinzu. Die drei fanden sich offensichtlich lustig. Das Bild haben sie auf Facebook veröffentlicht.

Anders als die Kids auf dem Pausenplatz dürfte den drei Kulturleuten bewusst sein, dass der Doppeladler als Symbol für Grossalbanien steht, also für Nationalismus in einer radikalen Form. Das scheint sie aber nicht zu stören. Im Gegenteil.

Die drei sind damit nicht allein. Auffallend viele Leute aus der linksurbanen Szene haben die Posen der eingebürgerten Albanern «aus Solidarität» übernommen. An einer Fussball-WM kommen bei einigen Leuten Emotionen an die Oberfläche, dieses sonst lieber unterdrücken. Meist sind das unerwartete patriotische Anwendungen. In diesem Fall offenbart sich einmal mehr der klassische Widerspruch vieler Intellektueller: Nationalismus ist halt doch geil – aber nur bei anderen. Rico Bandle



Streben «nach nationaler Einheit und Identität»: Shqiptaret-Mosaik am Nationalmuseum Tirana.

Geschichte

«Grösser als Land und Raum»

Von Christoph Mörgeli — Die Kosovaren sehen alle Albaner als Brüder und Schwestern – auch über die Staatsgrenzen hinweg. Doch die Staatsalbaner zeigen einem Grossalbanien die kalte Schulter.

Der albanische Nationalismus erwachte verhältnismässig spät. Erst als sich die Griechen, Serben oder Kroaten längst auf ihr jeweiliges gemeinsames Volkserbe besonnen und einen entsprechenden Patriotismus entwickelt hatten, gruben auch die Albaner nach ihren Wurzeln. Der Grund dieser Verspätung liegt darin, dass die Moderne die albanische Bevölkerung lange schlicht links liegenliess. Der wirtschaftliche und gesellschaftliche Fortschritt vermochte die traditionell und agrarisch lebenden Albaner kaum zu erfassen. Neben dem islamischen Glauben spielten die Grossfamilie sowie überlieferte Rechts- und Ehrbegriffe eine prägende Rolle.



«Glaube des Albaners ist Albanertum»

Doch gegen Ende des 19. Jahrhunderts begründeten Schriftsteller und Intellektuelle eine neue kulturelle Identität, die vor allem um den Volkshelden Skanderbeg (1405–1468) kreiste. Dieser nationale Sinnstifter hatte im ausgehenden Mittelalter die albanischen Stämme geeinigt und in Jahrzehnte dauernden Kämpfen gegen die Türken angeführt. Was die albanischen Fussballsöldner heute sind, war der Kriegerfürst Skanderbeg ehemals: Er diente nacheinander den Osmanen, der Republik Venedig und dem Königreich Neapel. Vor allem hatte Skanderbeg genügend Selbstbewusstsein, um für sich den Doppeladler von Byzanz abzukupfern; die 25 Federn erinnern an seine 25 Schlachten in 25 Jahren.

Was die Sprache betrifft, so herrscht bis heute im Norden – also auch im Kosovo, in Montenegro und teilweise Mazedonien – der gegische Dialekt, im Süden der toskische. Die albanische Schriftsprache wurde in neuerer Zeit aufgrund des Toskischen entwickelt und liess das Kosovo ein Stück weit abseits. Noch vor dem Zusammenbruch des Osmanischen Reiches entstand eine albanische Literatur, die Tradition, Naturschönheit und Vaterlandsliebe betonte. Der

Schriftsteller Pashko Vasa stellte seine Heimat sogar über Christus und Mohammed: «Schwören wir alle wie Brüder einen Eid/Nicht auf Kirche oder Moschee zu schauen./ Der Glaube des Albaners ist das Albanertum.» Ndre Mjeda schrieb in seiner Ode «An den albanischen Adler»: «Hoch zwischen den Wolken, über den



25 Schlachten in 25 Jahren: Skanderbeg.

mit ewigem Schnee funkelnden Felsen, wie ein Blitzschlag, wie ein Pfeil, schwebt auf schwingenden Flügeln der Adler im Morgengrau'n zwischen Klippen und zackigem Fels.» Ein anderer Poet jener Zeit verglich das rotschwarze Banner gar mit «des Herrgottsenfels Flügeln».

Mussolinis Erbe

Tatsächlich war und ist die rote Flagge mit eingemittetem doppelköpfigem Adler in Schwarz seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert zum wichtigsten Symbol des ethnischen Albanertums geworden. Auch die Albaner im Kosovo und in Mazedonien präsentieren diese Flagge stolz, obwohl ihr dort keinerlei offizieller Status zukommt. Als Albanien 1912 unabhängig wurde, erinnerte man sich an den Adler von Skanderbeg. Er bildet seither die Staatsflagge Albanien, wenn auch in verschiedentlich abgeänderter Form. Bis 1920 prangte über dem Ad-

«Du hast dein Blut gegeben, mein Volk, um frei zu leben und unabhängig wie der Bergadler.»

ler ein weisser Stern. Als Ahmet Zogu 1928 sein autoritäres Königtum errichtete, versah er das Wappentier mit einem goldenen Helm. Die italienischen Faschisten fügten 1939 bei der Besetzung Albanien zwei Liktorenbündel hinzu.

1941 schuf Mussolini durch den Anschluss des Kosovos, Westmazedoniens und von Teilen Nordgriechenlands ein eigentliches Grossalbanien. Kurz danach überzog die Wehrmacht den Balkan mit ihrer Schreckensherrschaft. Die Deutschen rekrutierten die albanische SS-Waffen-Gebirgs-Division «Skanderbeg» – selbstverständlich mit Doppeladler, allerdings in Weiss auf schwarzem Grund. Die Albaner unter deutschem Kommando wurden hauptsächlich gegen kommunistische Partisanen eingesetzt und deportierten einige hundert Juden aus dem Kosovo ins KZ Bergen-Belsen. Es sind aber

auch Beispiele von Kosovaren verbürgt, die den Ehrenkodex eines abgegebenen Versprechens («Besa») einhielten und unter Lebensgefahr Juden versteckten.

1944 übernahmen die Kommunisten die Macht im albanischen Staat und setzten schleunigst einen goldumrandeten roten Stern über den Adler. Der kommunistische Diktator Enver Hoxha zwang Albanien vierzig Jahre lang unter seine Fuchtel; er verantwortete grässliche Säuberungswellen und eine praktisch vollständige Abschottung seines Landes. Hoxha rief 1984 pathetisch aus: «Du hast dein Blut gegeben, mein Volk, um frei zu leben und unabhängig wie der Bergadler, dem ihr so gleicht mit eurer Freiheitsliebe und Furchtlosigkeit.» Auch das seit 1900 schon mehrheitlich nicht mehr serbische Kosovo geriet Ende des Zweiten Weltkriegs unter kommunistische Herrschaft. Der kroatische Marschall Tito in Belgrad behandelte die wirtschaftlich rückständige Provinz recht stiefmütterlich.

Einseitige Liebe

Anfang der neunziger Jahre wandelte sich Albanien allmählich zu einer Demokratie mit marktwirtschaftlichen Grundsätzen, auch wenn seither Korruption und sonstige Affären den Staat immer wieder erschüttert haben. Der junge Poet Agron Tufa dichtete 1991: «Albanien ist grösser als sein Land und Raum.» Doch Grossalbanien blieb ein Traum; in der kleinlichen Realität beherrschten einzelne Clans mit von ihnen abhängigen Interessengruppen die Politik. Im Kosovokrieg von 1999 flohen 450 000 Kosovo-Albaner über die albanische Grenze. Einer Staatenunion widersetzte sich Albanien allerdings beharrlich, um das Vertrauen von Nato, USA und EU nicht zu verscherzen. Ein unabhängiger Nachbar Kosovo mit festgelegten Grenzen wird in Albanien vorgezogen. Dies, obwohl die heutige Verfassung der Republik Albanien noch immer das Streben des albanischen Volkes «nach nationaler Einheit und Identität» beschwört.

Während sich die Kosovaren dem Staat Albanien durchaus eng verbunden fühlen, werden die Albaner mit den Kosovaren nicht gerne in einen Topf geworfen. Vor allem in der Hauptstadt Tirana gibt sich die Bevölkerung modern und ist nach Jahrzehnten des befohlenen Atheismus dem muslimischen Glauben auch stärker entfremdet. So rümpfen manche Albaner über die vermeintlich rückschrittlichen, konservativ gebliebenen Kosovaren die Nase. Überhaupt hat Albanien den Anschlussbestrebungen albanischer Minderheiten jeweils verlegen die kalte Schulter gezeigt. Lieber orientiert man sich an den Staaten von Mittel- und Westeuropa. Die Dividende für solches Wohlverhalten bildeten die Nato-Mitgliedschaft und die Visafreiheit für den Schengen-Raum. Irgendwann liegt vielleicht sogar die erhoffte EU-Mitgliedschaft drin.

Gegenrede

Doppeladler-Doppelbürger

Von Rico Bandle — Die Diskussion um die Identifikation der Nati-Fussballer ist lächerlich. Shaqiri und Xhaka haben mehr für die Schweiz geleistet als die meisten ihrer Kritiker.

Was für ein Sieg! Die Schweiz holte mit enormem Kampfwillen und Teamgeist einen 0:1-Rückstand auf, und einmal mehr war es Xherdan Shaqiri, der genau zum richtigen Zeitpunkt einen wichtigen Treffer für die Schweiz erzielte.

Doch statt sich das Land über den grossartigen Erfolg freute, war die Stunde der Nörgler gekommen. Die zwei albanischstämmigen Torhüter Shaqiri und Granit Xhaka hatten beim Jubeln den Doppeladler gezeigt, das Symbol der Albaner. Natürlich war das dumm, damit riskierten sie Spielsperren, damit trugen sie den Balkankonflikt in das Schweizer Nationalteam, wo er nichts zu suchen hat. Die Aufregung darüber ist allerdings völlig übertrieben. Vor dem Spiel hatten die Serben die Schweizer tagelang provoziert. Im Stadion wurde bei der Schweizer Hymne gepfiffen, dem serbischen Kriegsverbrecher Ratko Mladic gehuldigt, und es wurde offenbar sogar «Tod den Albanern» skandiert. Kein Wunder, konnten oder wollten sich die adrenalin-geladenen Jungspunde, deren Eltern zum Teil in serbischer Kriegsgefangenschaft gewesen waren, bei ihrem Torjubel nicht zurückhalten. Dies ist kein Drama und schon gar keine Staatsaffäre. Dass Captain Stephan Lichtsteiner in der Folge ebenfalls den Doppel-

adler zeigte, war eine vorbildliche Reaktion: Wenn Teamkollegen der Tod gewünscht wird, dann steht man zusammen. Lichtsteiners Geste ist Ausdruck jenes Teamgeists, der die herausragende Leistung auf dem Platz überhaupt ermöglichte.

Von den Spielern mit ausländischen Wurzeln uneingeschränkte und exklusive Identifikation zu verlangen, ist absurd. Wie soll ein Jugendlicher die Geschichte der Eltern vergessen? Das Schwarzweissdenken «Entweder du bist für uns oder für die anderen» hat mit der Realität der meisten Leute nichts zu tun. Jeder, der schon einmal im Ausland gelebt hat, weiss, dass man sich sehr wohl mit zwei Ländern gleichzeitig identifizieren kann. Dass ein Spiel gegen die Serben für die kosovarisch-schweizerischen Doppelbürger aufgrund ihrer Ge-

schichte eine besondere Bedeutung hat, kann man ihnen nicht verübeln. Vor allem kann man daraus nicht schliessen, dass sie sich deshalb nicht auch als stolze Schweizer fühlen können.

Schweizerkreuz auf dem starken Fuss

Xherdan Shaqiri trägt einen Schuh mit einer Kosovo-Flagge und einen mit einem Schweizerkreuz. Auch das wird ihm von den Patriotismus-Inquisitoren als Beweis vorgehalten, dass sein Herz nicht für die Schweiz schlage. Was für ein Unsinn! Er selbst sagt, er trage die Schuhe nicht aus politischen Gründen, «sondern weil die Flaggen mein Leben erzählen». Und er fügt an: «Keine Sorge: Die Schweizer Flagge trage ich auf meinem linken Fuss. Dem starken.»



Doppelwappen: Shaqiris Fersen.

Uneingeschränkte und exklusive Identifikation zu verlangen, ist absurd.

Shaqiri hat schon mehrfach betont: «Die Schweiz gab meiner Familie alles, und ich versuche, alles für die Nati zu geben.» Xhaka würde wohl dasselbe sagen. Dass es sich dabei nicht nur um leere Worte handelt, haben die beiden zur Genüge bewiesen: Sie sind seit Jahren die treibenden Kräfte in der Schweizer Mannschaft. Ihrem Spielwitz, ihrem Können und ihrem Einsatz ist es zu verdanken, dass die Schweiz bei fast allen Grossturnieren in den letzten Jahren dabei war. Nicht zu sprechen von

Shaqiris unvergesslichen Toren, zum Beispiel an der Euro 2016 gegen Polen.

Shaqiri und Xhaka haben mehr für die Schweiz geleistet als die meisten ihrer Kritiker, die genau zu wissen glauben, was «echte» Schweizer sind und was nicht.

Das letzte Spiel gegen Costa Rica fand erst nach Redaktionsschluss statt, ich sollte also vorsichtig sein mit Äusserungen. Aber ich traue unserem Team Grosses zu. Diese Weltmeisterschaft wird noch zu einem riesigen Fest werden. Für die ganze Schweiz. Ausser für die griesgrämigen Nörgler, die es nicht ertragen, dass Leute mit fremdländischem Namen und manchmal auch etwas eigenartigem Verhalten die Schweiz repräsentieren – und das erst noch auf eine begeisternde Art und Weise.



Planetarischer Durchbruch: Türkei-Präsident Erdogan (2. v. r.) mit den deutsch-türkischen Fussballspielern Gündogan, Özil und Tosun (v.l.).

Geopolitik

«Europa ist die Supermacht schlechthin»

Von *Jürg Altwegg* — Fussball ist zum Gradmesser der internationalen Beziehungen geworden. Putin will das Selbstbewusstsein der Nation steigern. Der Iran kämpft um seine Öffnung. China greift nach den europäischen Klubs und TV-Rechten. Ein Interview mit dem französischen Politologen Pascal Boniface.

In Frankreich kommentiert Pascal Boniface die geopolitischen Aspekte der Länderspiele in Fernsehen und Radio. Ende April wurde er auf dem Flughafen von Tel Aviv von ein paar Studenten tätlich angegriffen: Sie werfen ihm vor, die arabischen Staaten zu unterstützen. Immer wieder gerät der 62-jährige im Konflikt selber zwischen die Fronten – auch in Paris. Vor der Abstimmung über den Ort der Fussballweltmeisterschaft 2026 machte er sich für die Kandidatur von Marokko stark und sprach sich heftig gegen die Vergabe an Mexiko, Kanada und die USA aus: Trump habe nicht nur die Afrikaner und die Mexikaner beschimpft, sondern auch den Ländern, die gegen die Nordamerikaner stimmen würden, mit Sanktionen gedroht.

In Paris leitet Boniface das Institut de relations internationales et stratégiques (Iris),



einen international angesehenen Think-Tank. Er war Berater zweier sozialistischer Verteidigungsminister und beschäftigt sich seit den neunziger Jahren mit der «Proliferation der Staaten» und dem Konflikt zwischen Israel und Palästina. Er schreibt für die katholische Zeitung *La Croix*, die spanische *Vanguardia* sowie für Magazine in Tunesien und den Emiraten. Der Geopolitik des Fussballs hat er zahlreiche Bücher gewidmet, gerade erschien «L'empire foot» – Untertitel: «Wie der runde Ball die Welt erobert hat». Das Interview fand kurz vor dem Anpfiff in Moskau statt.

Was hat grössere geopolitische Bedeutung: Olympische Spiele oder Fussballweltmeisterschaften?

Sie ist vergleichbar, aber es gibt zwei Unterschiede. Bei den Olympischen Spielen sind

Athleten aus allen Ländern beteiligt, bei der Fussballweltmeisterschaft nur die qualifizierten Mannschaften. Eine Olympische Spiele finden in einer Stadt statt, die Fussballmeisterschaft in einem ganzen Land.

Was haben die Winterspiele von Sotschi Putin gebracht?

Er konnte zeigen, dass Russland ein modernes Land ist. Die Einrichtungen waren bereit, innenpolitisch waren die Spiele seiner Popularität nützlich. Sein wichtigster Sieg war die Tatsache, dass es keinen Boykott gab. Er konnte den Affront der Olympischen Spiele von Moskau 1980, denen fünfzig Länder wegen des Einmarsches sowjetischer Truppen in Afghanistan ferngeblieben waren, vergessen machen. Aus Rache boykottierten vier Jahre danach die fünfzehn Länder des Ostblocks die Spiele von Los Angeles. Für die jetzige Weltmeisterschaft hatte Grossbritannien einen Boykott angedroht, Theresa May

wird nicht nach Moskau reisen. Doch die Nationalmannschaft macht mit. Alle qualifizierten Staaten beteiligen sich. Jeder Regierungschef, der einen Verzicht durchsetzen möchte, muss zu Hause gewaltigem Popularitätsverlust rechnen.

Gäbe es Grund für einen Boykott?

Russland ist eine autoritäre Demokratie, aber Putin ein sehr populärer Regierungschef. In Russland ist er so beliebt, wie er im Westen unbeliebt ist. Wer von internationalen Sanktionen spricht, täuscht sich: Es handelt sich ausschliesslich um Massnahmen des Westens. Es gibt keinen Grund zum Boykott. In diesem Zusammenhang darf man daran erinnern, dass die Vergabe der Olympischen Spiele 2012 an London gleich nach dem Einmarsch im Irak erfolgt war. An diesem Krieg mit katastrophalen Folgen hatte sich Grossbritannien beteiligt.

Zweierlei Masse?

In der Tat.

Die russische Mannschaft ist nicht sehr stark.

Das ist für Putin die grosse Herausforderung. Ein Ausscheiden der Russen nach den Gruppenspielen wäre eine nationale Schmach gewesen. Für die Russen geht es darum, dass ihr Selbstbewusstsein nach der WM grösser ist als zuvor. Aber auf die Spielstärke der Nationalmannschaft hat Putin keinen Einfluss.

Der Staat hat es mit Doping versucht.

Im Fussball ist kein Fall nachgewiesen, es ging um andere Sportarten. Es wird bei der WM Dopingkontrollen geben, und das ist gut so.

Muss man Angst vor Attentaten haben?

Jedes Ereignis, das im Zentrum einer weltweiten Aufmerksamkeit steht, ist ein potenzieller Schauplatz. Die Gefahr bestand auch bei den Olympischen Spielen und der WM in Brasilien, das keineswegs zu den Zielscheiben des Terrors gehört. Aber weder in Rio noch in Sotschi noch bei der Europameisterschaft in Frankreich ist es zu Anschlägen gekommen. Russland hat Erfahrung im Umgang mit dem Terrorismus.

Bei der Europameisterschaft in Frankreich haben sich seine Hooligans sehr übel benommen.

Zu Hause kann Putin Schlägereien und Strassenschlachten zweifellos verhindern. Schwieriger wird es sein, die russischen Fans im Stadion zu kontrollieren: Sie sind für ihren Rassismus berüchtigt. Bei der Fifa, in den afrikanischen Ländern und generell in der Weltöffentlichkeit kämen Bananenwürfe und Affenschreie sehr schlecht an.

Welches sind die Spiele mit dem spannendsten geopolitischen Hintergrund?

Am brisantesten wäre ein Spiel zwischen Russland und der Ukraine gewesen, doch

Letztere konnte sich nicht qualifizieren. Auch Israel und die USA sind nicht dabei, eine Begegnung wie 1998 zwischen dem Iran und den USA steht nicht auf dem Programm. Theoretisch möglich gewesen wäre ein Spiel zwischen dem Iran und Saudi-Arabien. Es hätte den Fussballplatz zur Projektionsfläche ihrer Rivalität gemacht. Da hätte sehr viel mehr als das sportliche Resultat auf dem Spiel gestanden. Aber beide Länder haben die Gruppenphase nicht überlebt.

Ist der Fussball in den muslimischen Ländern weniger populär? In Afghanistan hatten ihn die Taliban verboten.

Die muslimischen Länder sind genauso fussballverrückt wie Europa. Tatsächlich haben die Taliban und al-Qaida den Fussball verboten. Auch der Islamische Staat hat vielfach Todesdrohungen gegen die internationalen Stars ausgesprochen und bedroht die Welt-

gezeigt werden.

Was haben der Fussball – Katar ist auch Besitzer von Paris Saint-Germain und Neymar – und die TV-Rechte dem Land gebracht, das die nächste WM organisieren wird?

Katar ist ein sehr kleines und sehr reiches Land in einer Gegend, die von geopolitischen Turbulenzen geprägt ist und sich bedroht fühlt. Dank dem Fussball spricht man weltweit von Katar, für dessen Schicksal sich sonst niemand interessieren würde.

Welche Bedeutung hatte die Weltmeisterschaft für den Iran?

Eine ganz besondere. Die Konservativen

«Der Fussball ist einflussreich, aber er kann keinen Frieden stiften.»

bekämpfen den Fussball, die gemässigten Politiker unterstützen ihn, weil sie in ihm ein Instrument der Öffnung ausmachen. Es gibt einen Kulturkampf um den Fussball, im Volk ist er populär. Für den Iran ist die WM-Teilnahme ein Zeichen der Zugehörigkeit zur Welt. Dass die Vereinigten Staaten die Qualifikation nicht geschafft haben, ist eine zusätzliche Befriedigung.

Also eine Mannschaft, die man aus politischen Gründen unterstützen kann?

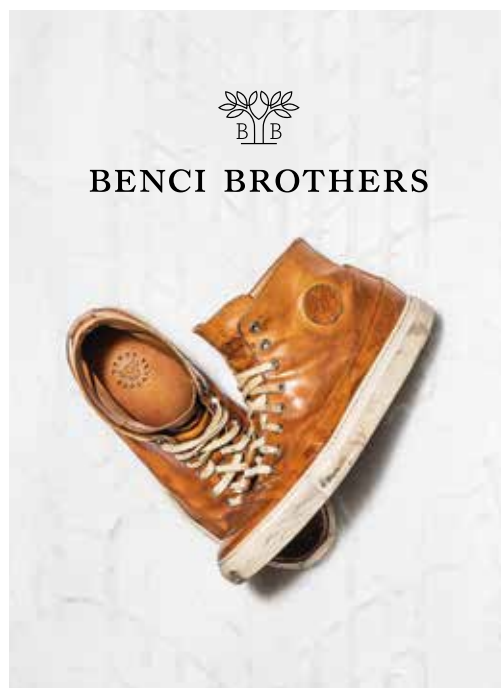
Wenn man so will. Man kann sich auch vorstellen, dass Argentinien nach der Absage des Spiels gegen Israel in Jerusalem weltweit ein paar weitere Fans bekommen hat.

Warum diese Weigerung von Messi und seinen Mitspielern, in Jerusalem anzutreten?

Sie hatten die Bilder aus dem Gazastreifen gesehen, und sie wollten damit nichts zu tun haben. Es war kein politischer Boykott, sie empfanden ein Unbehagen.

Was ist Ihre Meinung dazu? Sollen die Fussballer politisch Stellung beziehen?

Sie dürfen auch Bürger sein und eine Meinung zum Ausdruck bringen. Man wirft ihnen ja oft genug vor, die Realitäten zu verkennen und in einer Scheinwelt zu leben. Es war ein ganz besonderer Kontext: Umzug der amerikanischen Botschaft nach Jerusalem, die Ereignisse in Gaza. Die Argentinier fühlten sich instrumentalisiert, und dem wollten sie sich verweigern. Das gefällt Israel natürlich nicht, es hat die Absage als Verrat empfunden. Und es gefällt allen, die der Meinung sind, dass es sich bei den Palästinensern um die Vergessenen der Geschichte handelt. Israels Premierminister Netanjahu hat mehrmals den argentinischen Präsidenten angerufen – vergeblich. Mit vielen arabischen Ländern kommt er gegenwärtig eher gut zurecht, selbst Saudi-Arabien anerkennt Israels Existenz und hat angekündigt, dass es bei der Vergabe der WM von 2026 für die Vereinigten Staaten



meisterschaft. Die Fundamentalisten wollen alles verbieten, was dem Volk ein bisschen Spass macht und für Zerstreung sorgt.

Saudi-Arabien hat sich für die WM qualifiziert. Das Land übernimmt ohne Bewilligung und Bezahlung die Programme von «BeIN», dem internationalen Sender aus Katar und Inhaber der Fussballrechte für den arabischen Raum. Sein halbstaatlicher Piratensender hat den provozierenden Namen «BeoutQ».

In der Tat handelt es sich um reine Piraterie. Für die Saudis kommt die Existenz von BeIN einer Demütigung gleich. Sie sind grosse Fussballfans. Seit dem Ausbruch des Konflikts ist es für die Regierung undenkbar, BeIN zu übernehmen. Auch Al-Dschasira hat man verboten. Die Champions League wurde von BeoutQ gezeigt. Saudi-Arabien hat sich für Russland qualifiziert, die Spiele müssen

und gegen Marokko stimmen werde. In diesem Moment wird ausgerechnet von Fussballern am spektakulärsten gegen Israels Politik protestiert. Einen solchen Vorfall hat es bislang nicht gegeben.

Wäre ein Spiel zwischen einer israelischen und einer palästinensischen Mannschaft dem Frieden nicht dienlicher als ein Boykott? Das war die Fifa-Utopie von Joseph Blatter.

Der Fussball ist einflussreich, aber er kann keinen Frieden stiften. Zur Begleitung eines Friedensprozesses taugt er jedoch sehr wohl. Es gab in diesem Sinne vielversprechende Ansätze – auch im Bereich der Entwicklungshilfe – und ein Spiel, zu dem Pelé kam und den Ankick machte. Aber im Moment ist ein solches Treffen für den Frieden unvorstellbar. Es ist nicht mehr die Zeit von Blatters Utopie.

Wie beurteilen Sie den «Doppeladler» von Khaka und Shaqiri?

Die beiden Spieler haben den Balkan-Konflikt in die Schweizer Fussballnationalmannschaft zurück gebracht. Sie wollten die serbischen Spieler demütigen. Das war völlig überflüssig. Shaqiri und Khaka müssten sich bewusst sein, dass sie für die Schweiz spielen und nicht für den Kosovo. Sie waren nicht die einzigen, die provoziert haben, die Stimmung war aufgeladen. Man kann ihre Emotionen verstehen, doch ihre provozierende Geste war nicht besonders intelligent. Denn man ist ja auf allen Seiten im Begriff, die Beziehungen zu verbessern. Aber man soll das auch nicht auf die Goldwaage legen, ihr Verhalten rechtfertigt keine Spielsperre.

Die deutschen Stars Özil und Gündogan haben sich von Erdogan instrumentalisiert lassen.

Präsidenten versuchen, von der Popularität der Fussballer zu profitieren. In Ägypten zeigt sich as-Sisi mit Mohamed Salah. In demokratischen Ländern wie Deutschland und Frankreich ist das nicht anders. Emmanuel Macron hat die Nationalmannschaft im Trainingslager besucht.

Der Kontext ist anders. Özil und Gündogan spielen nicht für die Türkei. Hätten sie sich nicht wie die Argentinier der Instrumentalisierung durch Erdogan verweigern sollen?

Wenn man zwei Staatsbürgerschaften hat und für eine Nationalmannschaft spielt, sollte man sich in der Tat nicht ostentativ für die ande-



Jonglieren im Kreml.

«Die WM ist für den Gastgeber ein internationaler Prestige-Erfolg.»



Immer mehr Zuschauer: Geopolitiker Boniface.

re Nation engagieren. Andererseits ist es durchaus legitim, Verbindungen zum Land der Herkunft zu unterhalten. Aber diese Beziehung sollte keine prioritäre sein.

Welches Bild vermittelt die Weltmeisterschaft in Russland vom geostrategischen Zustand der Welt?

Es gab in Russland noch nie eine WM. Ihre Durchführung zeugt von der fortschreitenden Globalisierung des Fussballs und ist für den Gastgeber ein internationaler Prestige-Erfolg. Die Weltmeisterschaft darf nicht auf Europa und Südamerika beschränkt bleiben.

In Frankreich sind die Fussballrechte gerade vom chinesischen Investmentfonds Orient Hontai Capital gekauft worden – ihr Wert stieg um 40 Prozent auf 1,15 Milliarden. Orient Hontai ist Mehrheitsaktionär des führenden spanischen Vermarkters Mediapro,

der in Frankreich ein eigenes Programm machen will und im Februar auch die italienische Serie A ersteigerte. Warum greifen die Chinesen nach dem europäischen Fussball?

Im Fussball ist Europa die Supermacht schlechthin. Staatspräsident Xi Jinping will, dass der chinesische Fussball ein Niveau erreicht, das dem Rang seines Landes als Weltmacht entspricht. Man ist bemüht, die Landesmeisterschaft attraktiver zu machen. Es wird auch viel für die Ausbildung der einheimischen Spieler getan. Drei der fünf bestbezahlten Spieler der Welt spielen in China: Carlos Tévez verdient pro Jahr in Schanghai 38 Millionen Euro. Ende Mai wäre es beinahe zum Transfer des Spaniers Andrés Iniesta aus Barcelona gekommen.

Noch spielen die Stars erst am Ende ihrer Karriere in China.

Die Fernsehübertragungen sollen die Begeisterung schüren?

Es wird nicht nur in die TV-Rechte investiert. Sochaux, Nizza, Auxerre haben chinesische Eigentümer, in Lyon besitzen Chinesen zwanzig Prozent der Anteile. Auch bei Atlético Madrid, Manchester City und Inter Mailand sind sie tonangebend. Mit den TV-Rechten wollen sie Geld verdienen. In Frankreich gibt es Millionen bezahlende Fernsehzuschauer, in China könnten es bald Dutzende von Millionen sein. Auf die Gefahr hin, dass Paris Saint-Germain (PSG) am Sonntag um 13 Uhr spielen muss, für China die ideale Anspielzeit. Das Land wird zum neuen Eldorado des Fussballs und zweifellos zum Gastgeber der Weltmeisterschaft von 2030.

Geht die Rechnung auf, ist Fussball wirklich populär?

Ja. Es gibt immer mehr Zuschauer. Man interessiert sich vor allem für die englische Liga, aber auch PSG hat seine Fans. Die eigene Nationalmannschaft hat sich nicht für die Endrunde in Russland qualifizieren können, das dämpft ein bisschen die Euphorie, aber viele werden die Spiele verfolgen.

Wo bleiben die schwarzen Flecken auf der Weltkarte des Fussballs?

Das einzige grosse Land, dem der Fussball gleichgültig bleibt, ist Indien. Auch bei Olympischen Spielen zeichnen sich seine Athleten selten aus. Indien ist keine Nation, die sich im internationalen Wettbewerb durch sportliche Erfolge profilieren will. Das hat kulturelle Gründe.

Wen wünschen Sie sich als Weltmeister?

Frankreich, das wird niemanden erstaunen.

Man bleibt beim Fussball Patriot?

Der Fussball ist die Sportart der Globalisierung schlechthin und geradezu ihr Symbol. Sein Paradox besteht darin, dass er gleichzeitig die Restauration der nationalen Identität ermöglicht, die von den anderen Faktoren der Globalisierung ausgelöscht wird.

Wie wurde der Fussball zur planetarischen Sportart?

Es handelt sich um ein einfaches Spiel, das alle verstehen. Man muss ein Tor mehr als der Gegner schießen. Man kann es überall spielen, mit bescheidenstem Aufwand. Aber seinen planetarischen Durchbruch verdankt es dem Fernsehen, es ist das globale Stadion, in dem unbeschränkte Zuschauermassen Platz finden. Die Spiele der Weltmeisterschaft in Brasilien wurden von mehr als drei Milliarden Menschen verfolgt. Das war ein neuer Rekord. Fussball zieht mehr Menschen in seinen Bann als Olympische Spiele mit ihren vielen Disziplinen. Er ist mit Abstand die populärste Sportart, und deswegen sind Fussballweltmeisterschaften wohl doch von grösserer Bedeutung als Olympia. ○

Fehlende Loyalität, blaues Auge

Von Sepp Blatter — Das Krisenmanagement des Schweizerischen Fussballverbands war ungenügend; die Fifa macht einen tadellosen Job.



Die WM in Russland erfüllt bisher alle Erwartungen: volle Stadien, tolle Atmosphäre und ein Gastgeber, der sich von seiner besten Seite zeigt und alle Vorurteile und Zweifel entkräftet. Ich durfte mich vergangene Woche bei einem Besuch in Moskau und St. Petersburg persönlich davon überzeugen, dass die Organisation höchsten Ansprüchen genügt. Das OK und die Fifa machen einen tadellosen Job. Chapeau!

Vom Schweizerischen Fussballverband lässt sich Gleiches leider nicht sagen. So überzeugend die Schweizer Mannschaft sportlich in den Spielen gegen Brasilien und Serbien aufgetreten ist, so ungenügend war das Krisenmanagement nach der «Doppeladler-Affäre». Ich kann mich in meinen 41 Jahren in der Fifa an keinen vergleichbaren Fall erinnern. Die Schweizer Kommunikation war in diesem Moment suboptimal. Ein ehrliches «Entschuldigung!» wäre die richtige Reaktion gewesen – und hätte einiges zur Deeskalation beigetragen. Fehler wurden aber schon vorher begangen: Dass der Verband seine Spieler nicht sensibilisiert und vor sich selber schützt, kann ich nur schwer nachvollziehen.

So bleibt ein schaler Nachgeschmack. Obwohl Xherdan Shaqiri, Granit Xhaka und Stephan Lichtsteiner letztlich mit einem blauen Auge davongekommen sind, bedeutet das Verdikt einen Schuldspruch.

Der Verstoß gegen das Disziplinarreglement ist nur die eine Seite. Als ebenso bedenklich empfinde ich, dass Xhaka und Shaqiri mit ihrem Torjubel den Respekt und die Fairness jenem Land gegenüber vermissen liessen, das ihnen (beziehungsweise ihren Eltern) auf der Flucht vor dem Bürgerkrieg im früheren Jugoslawien eine neue Heimat gegeben und die Basis für ihre erfolgreiche fussballerische Zukunft geboten hat. Ich spreche von der Schweiz. Ohne die Schweizer Strukturen würden Xhaka und Shaqiri heute mit ihrem Sport kaum Millionen verdienen.

Das Erfolgsgeheimnis unseres Landes besteht zu einem nicht unwesentlichen Teil aus der Vielseitigkeit und der Multikulturalität der Bevölkerung. Die Frage nach echten und

anderen Schweizern wird nicht durch die Herkunft entschieden. Echte Schweizer können aus dem Emmental, aus Deutschland, aus dem Kosovo – ja sogar aus dem Wallis stammen. Entscheidend ist aber immer die Loyalität der Schweiz gegenüber – und die fehlt mir bei Xhaka und Shaqiri. Dass sich Captain Lichtsteiner zur gleichen Geste hinreissen liess, ist fehl am Platz. Verbandspräsident Peter Gilliéron bezeichnete diese Handlung als «solidarisch» – eine eher fragwürdige Interpretation.

Politischer Einfluss

Politik und Sport lassen sich oft nicht trennen. Wenn es um die Vergabe von WM-Turnieren und Olympischen Spielen geht, gibt oft der po-



Neue Heimat: Schweizer Nationalmannschaft.

litische Einfluss den Ausschlag. Auf dem Feld haben politische Botschaften aber nichts verloren – und das Zeigen eines Nationalembles (eines unbeteiligten Landes) zur Provokation des Gegners werde ich als politisches Zeichen. Beim Treffer gegen Brasilien sah ich keinen Spieler, der ein ähnliches Zeichen machte.

Die Schweiz ist aber nicht das einzige Land, das von solchen Diskussionen bewegt wird. In Deutschland sorgte ein Bild, das die türkischstämmigen Nationalspieler Özil und Gündogan mit dem türkischen Staatschef Erdogan zeigt, für grosses Aufsehen. Doch hier muss man differenzieren: Erstens ist es unmöglich, einem Staatschef einen Fotowunsch abzusprechen. Und zweitens geschah diese Handlung nicht vor Live-Kameras und einem Hundert-Millionen-Publikum.

Sepp Blatter war von 1981 bis 1998 Generalsekretär und von 1998 bis 2016 Präsident des Weltfussballverbandes Fifa.

Böser Rückschlag

Von Marcel Reif — Kopfschütteln wegen Xhaka und Shaqiri; es gibt auch Hoffnung.



Es ist an der Zeit, einige Herren daran zu erinnern, dass in Russland gerade eine WM stattfindet und die ganze Welt zuguckt. Wenn schon der Fussball nicht über die Massen spektakulär ist, dann sollten sich die Protagonisten wenigstens ordentlich benehmen.

Die Schweiz spielt eine wunderbare WM. Und dann glauben die zwei Talentiertesten, Shaqiri und Xhaka, im Spiel gegen Serbien grosse Politik machen zu müssen, heizen an und provozieren. Ihre Aktion war nicht spontan, das nehme ich ihnen nicht ab. Ein böser Rückschlag für ein multikulturelles Land, das die Integration der Secondos vorbildlich gelöst zu haben und die Gräben von gestern zugeschüttet glaubte.

Eine Sperre wäre angemessen gewesen, sie haben nicht nur der Schweiz, sondern auch der Mannschaft geschadet. Die Solidaritätsaktion von Kapitän Lichtsteiner macht mich einfach nur fassungslos.

Auch Serbiens Trainer Krstajic gehört aus dem Verkehr gezogen. Seine Forderung, Referee Brych vor das Tribunal in Den Haag zu zerren, erhärtet die Vermutung, er habe den Verstand verloren. Einen Fehler des Schiris in Kontext mit einem Gericht für Kriegsverbrecher zu bringen, beleidigt meine Intelligenz.

Einen Kurs für Benehmen muss auch der DFB buchen. Da fühlten sich einige Unwichtige aus der deutschen Entourage bemüsst, vor der schwedischen Trainerbank provokant herumzutoben. Es spricht für die Schweden, die Entschuldigung angenommen zu haben.

Mit Bedauern muss ich einen Grossen von meiner romantischen Liste verehrungswürdiger Spieler streichen: Messi. Ich habe in der hintersten Ecke nach Verständnis gesucht, aber man darf sich nicht ohne faire Gratulation vom Acker machen. Messi ist Idol für Millionen und hat nicht nur das Spiel, sondern den Anstand verloren.

Die Isländer hingegen haben mich sogar mit ihrem Antifussball versöhnt, als sie vor dem Spiel gegen Nigeria dem an Leukämie erkrankten Torhüter der Afrikaner rasche Genesung wünschten. Das macht doch noch Hoffnung.

Marcel Reif ist einer der renommiertesten Sportkommentatoren im deutschsprachigen Raum.

Beckers Ritt auf der Kanonenkugel

Von Mario Widmer und Robert Carter (Illustration) — Der ehemalige Tennis-Star Boris Becker bringt die gute alte Tradition der deutschen Helden in unsere humorlose Moderne zurück. Höchstwahrscheinlich steckt er wirklich in finanziellen Schwierigkeiten, aber er ist clever. Sehr clever sogar.

Hieronymus Carl Friedrich von Münchhausen war ein deutscher Junker. Zu seinen geschichtlich relevanten Erfolgen zählt der Ritt auf einer Kanonenkugel über eine feindliche Festung. Rekognoszieren nennt man diese Tätigkeit. Seinen Bericht erstattete der Freiherr, indem er einfach auf eine in die Gegenrichtung fliegende Kanonenkugel umstieg, es sich dort bequem machte. Jeder deutschsprachige Mensch findet die Lügengeschichten des Barons noch 300 Jahre später lustig. Zugegeben, seit Münchhausen ist die Welt etwas weniger lustig geworden. Zu seiner Zeit musste sich niemand darüber Gedanken machen, ob der Ausdruck «jeder deutschsprachige Mensch» nun politisch korrekt sei oder nicht – oder ob es nicht vielleicht heissen müsste: «jeder deutschsprachige Mensch und jede deutschsprachige Menschin».

Nun, selbstverständlich haben sich in den 300 Jahren auch andere Dinge verändert. Als der Freiherr von Münchhausen einmal im tiefen Schnee sein Messer verlor, pisste er einfach fröhlich vor sich hin. Und mit dem gefrierenden Strahl brachte er sein Messer spielend wieder zutage. Heute würde man den Baron für den Bericht über die Ausgrabung seiner Waffe einen «Klimalügner» schimpfen. Verharmlosung der Erderwärmung.

Drachentöter

Bei allen Fake News dieser Welt – der Baron fehlt mir. Und darum bin ich so froh, endlich, endlich seinen Nachfolger modernster Fassung vorstellen zu können: Boris «Bobele» Franz Becker, fünfzig Jahre alt, der die gute alte Tradition der deutschen Helden, die mit Siegfried in den «Nibelungen» begann und in Hieronymus Carl Friedrich von Münchhausen einen einsamen Höhepunkt fand, in unsere humorlose Moderne brachte. In der es keine Drachen zu erlegen mehr gibt, Sitze auf Kanonenkugeln überflüssig geworden sind, bei all den Drohnen, die sich in den *war rooms* mit *play sticks* vor dem TV-Schirm steuern lassen.

Genau wie Sigi und Carl Fritz ist Bobele eine deutsche Strahlefigur, die sich mit listigem Blick unter blonden Augenbrauen elegant aus jeder noch so schwierigen Situation des Lebens windet. Während es zu Zeiten von Siegfried und Wilhelm Tell in den deutschen Wäldern offenbar noch Drachen zu bekämpfen gab, die Kanonenkugeln bestens in Münchhausens Epoche passen, muss sich unser moderner Held Bobele halt mit den Millionen herum-

schlagen, die ihn erst als Vermögen in den Himmel hoben, dann als Schulden in den Boden drückten. Gefahr, dies sei jedem seiner Fans versichert, droht unserem neuen Helden allerdings nicht gross. Dazu gibt es zu viele Gesetze, Gerichte, Instanzen, Möglichkeiten der Einsprache, Formfehler bei Verhandlungen, Rekurse, Fristen, die in Verjährung enden. Zu viele gierige Anwälte mit Ansätzen von 500 bis 1000 Dollar die Stunde. Und schliesslich helfen da noch all die internationalen Abkommen, die jeden schützen, der clever genug ist, hier sein Geld zu verdienen und es dort auszugeben.

Federer der Beste, Becker der Spektakulärste

Und clever, bei allen Göttern der letzten tausend Jahre, clever ist Bobele Boris Becker. Das war er bereits in seiner aktiven Karriere, deren Höhepunkte drei Titel in Wimbledon, zwei in Australien und einer beim US Open waren. Seine Hechtsprünge nach den Bällen sind heute noch magische Legende. Wenn Federer der grösste Tennisspieler der Geschichte ist, war Boris Becker der spektakulärste.

Er war es nicht nur, er ist es neben dem New Yorker Grossmaul John McEnroe auch noch heute, am Mikro und vor der Kamera. Wer tief in das Mysterium Becker eintauchen möchte, muss ihm einmal bei der Arbeit in die Augen schauen. Er gewann mit seinem Kumpel Matthias Stach als Tennis-Duo für Eurosport im Januar zum Beispiel mit Vorsprung den deutschen Fernsehpreis für Sportsendungen. Wer allerdings den beiden bei ihrer brillanten Arbeit

Becker ist eines der ersten grossen Opfer des vermarkteten Sports.

einmal zusieht und zuhört, läuft Gefahr, nächstes Mal beim eintönig und nichtssagenden Kaffeehausgeplauder unseres Schweizer Duos über denselben Anlass einzuschlafen. Nicht dass jetzt jemand denkt, ich erhalte für diesen Nebensatz einen Bonus von Eurosport.

Märchenhafte Millionen

Boris Becker ist eines der ersten grossen Opfer des vermarkteten Sports. Er verdiente nie so viel Geld, wie es ihm für knallige Schlagzeilen angedichtet wurde, wahrscheinlich hat er heute auch nicht die Schulden, die man ihm vorwirft. Möglich ist allerdings, dass der Lebemann und Nachfolger von Siegfried zu lange

selber an die märchenhaften Millionen glaubte, mit denen er zusätzlich interessant gemacht wurde: 180 Millionen Euro soll sein Vermögen einst gewesen sein, gegen 65 Millionen Euro sollen heute seine Schulden betragen.



Deutscher Held irgendwo zwischen Siegfried und

Diese horrenden Summen setzen sich aus seinem Preisgeld (25 Millionen Dollar) sowie aus Ausrüster- und Sponsorenverträgen zusammen, von denen die Medien und Journalisten keine Ahnung haben, weil in jedem dieser Verträge festgehalten ist, dass der Inhalt der Papiere nicht für die Öffentlichkeit bestimmt ist. Bei den Preisgeldern bleibt am Ende höchstens, und wenn es gutgeht, ein Viertel übrig, wenn man die Spesen für Reisen, Flüge, Hotels, Trainingspartner, Steuern, Sozialversicherungen wie AHV, Prozente für die Altersversicherung der Spielergewerkschaft, Prozente für Agenturen, Agenten und Trainer sowie Verbände,

Kosten für Versicherungen, medizinische Pflege, Trainingscamps et cetera abzieht.

Bei den grossen Ausrüster- und Sponsorenverträgen sind die kolportierten Millionen immer auch Werbung für die entsprechende Marke. Sie kommt durch die astronomischen Summen ins Gespräch. Ein 100-Millionen-Dollar-Vertrag für zehn Jahre bedeutet, dass 100 Millionen ausbezahlt werden, wenn der Sportler jedes Jahr als Nummer eins beendet, alle Grand-Slam-Turniere gewinnt, dazu eine bestimmte Anzahl von wichtigen Turnieren. Höchstens 10 Millionen im Jahr also. Das hat bis heute noch niemand geschafft. Denn fehlt zum

Beispiel ein einziger Grand Slam, halbiert sich die Summe bereits. Sind es nur zwei gewonnene Grand Slams, bleiben immerhin 2,5 Millionen – wenn der Spieler in der Jahreswertung am 1. Januar die Nummer eins ist. Als Nummer zwei sind es noch höchstens 1,25 Millionen. Als Nummer drei eine Million. Und so weiter und so fort.

Die Spieler, in ihrer jugendlichen Naivität, rechnen mit den in den Medien verbreiteten Zahlen, geben das Geld grosszügig aus. Dann kommen Steuerrechnungen, mit denen niemand rechnet. Wenn ein Star an einem TV-Spot für einen Ausrüster mitmacht, schicken später alle Länder, in denen der Spot am Fernsehen läuft, ihre eigene Steuerrechnung. Dasselbe gilt, wenn ein Spieler, aus welchem Grund auch immer, in einem Land ein paar Tage länger bleibt, als für den Anlass erlaubt ist.

Wenn der Steuerfahnder dreimal klingelt

Die meisten Spieler, wie etwa Becker, wählen während ihrer Karriere ein günstiges Domizil für die Steuern aus wie etwa Monaco oder Dubai, halten sich dann dennoch meistens zu

Privatjet und Poker. Dostojewski hätte einen Kasatschok hingelegt.

Hause auf. Und werden später gnadenlos am Kragen gepackt, mit horrenden Steuerrechnungen, dazu öffentlich ausgepeitscht. Lebenspartner lassen sich bei Trennungen die gemeinsame Zeit, in der sie auf die «eigene Karriere» verzichtet haben, vergolden.

Das berühmteste Beispiel ist der ehemalige Schwergewichtsweltmeister Mike Tyson. Er verdiente, auf dem Papier, 200 Millionen Dollar, am Ende seiner Karriere hatte er 100 Millionen Steuerschulden.

Boris «Bobele» Franz Becker. Er lebte prima, spielte viel und liebte noch öfter. Eine Frau nach der andern. Seine schöne russische Tochter zeugte er in London im Treppenhaus des japanischen Nobelrestaurants «Nobu», wo es den besten Black Cod mit Soja gibt. Privatjet und Poker. Dostojewski hätte einen Kasatschok hingelegt.

Jetzt wird vor dem Insolvenzgericht in London darüber gestritten, ob Beckers Diplomatenspass für die Zentralafrikanische Republik, der ihn eine Weile schützen könnte, gefälscht ist oder nicht. Wie auch immer. Der Tanz durch die Polka seiner Schulden wird den roten Siegfried des Tennis bis ans Ende seiner Tage begleiten. Ich hoffe, er findet wie Hieronymus Carl Friedrich von Münchhausen immer eine Kanonenkugel, auf der er sich retten kann.

Mario Widmer gehört zu den angesehensten Sport-Journalisten der Schweiz. Seit 1997 ist er Manager von Martina Hingis.



Flunker-Baron Münchhausen: Tennis-Idol Becker.



Unbeabsichtigte Folgen menschlichen Erfindungsgeistes.

Natur

Plastik im Meer

Von James Hamilton-Paterson — Unaufhaltsam, so scheint es, werden die Ozeane mit Kunststoffmüll in gigantischem Ausmass überschwemmt. Wie gefährlich ist das?
Weltwoche-Serie über die Ozeane, Teil 2

Die oft zitierten Voraussagen sind schockierend. Vor zwei Jahren wurde am World Economic Forum (WEF) prophezeit, in dreissig Jahren werde es im Meer mehr Plastik als Fische geben. Die Schätzungen, wie viele Millionen Tonnen zusätzlich jedes Jahr ins Meer gelangen, schwanken zwischen acht und dreizehn Tonnen.

Im Pazifik allein gibt es eine langsam kreisende Ansammlung von Plastikabfällen, die eine Fläche von geschätzten 1,6 Millionen Quadratkilometern einnimmt: zweieinhalbmal so viel wie das französische Festland oder vierzigmal so viel wie die Schweiz. Sie ist gross genug, um auf Englisch ihr eigenes Akronym erhalten zu haben – GPGP für Great Pacific Garbage Patch, etwa: grosses pazifisches Müllfeld. Ein solcher Begriff ist ein gefundenes Fressen für Journalisten, führt aber in die Irre, wenn man sich unter dem GPGP schwimmende Abfälle, so weit das Auge reicht, vorstellt. Paddelte man mit einem Kajak oder schwämme man darin, würde man

nicht viel mehr sehen als gelegentlich eine schwimmende Plastiktüte, wie sie einem dieser Tage überall im Meer begegnet. Tatsächlich besteht der grösste Teil der Plastikabfälle des GPGP aus Fragmenten, die zur Hauptsache so klein sind, dass man sie nicht sieht, und die in verschiedenen Tiefen der Wassersäule schweben. Deshalb lässt sich die tatsächliche Fläche des GPGP so schlecht bestimmen. Sogar Beobachtungen vom All aus führen zu keinem eindeutigen Befund.

Abfall einer Flipflop-Fabrik

Da sich mittlerweile bis auf Moleküle reduzierte Plastikfragmente überall in der Biosphäre finden, inklusive in jeder Lunge voll Luft, die wir einatmen, ist es nicht sonderlich überraschend, dass es in einem der fünf *gyres* genannten grossen Ozeanströme zu einer Konzentration von Plastikfragmenten gekommen ist. Jedes dieser Systeme hat seinen eigenen kreisenden

Strom, aber derjenige des nordpazifischen *gyre* zieht langsam an den Küsten der fünf Länder vorbei, die zusammen geschätzte 60 Prozent der jährlich weltweit produzierten 340 Millionen Tonnen Plastik erzeugen: China, die Philippinen, Thailand, Indonesien und Vietnam.

Es wird manchmal gesagt, dass vom Gewicht her der Grossteil der Plastikabfälle in den Weltmeeren von verlorenen oder weggeworfenen Fischereitensilien stamme, die dahintreiben, dabei stetig abgebaut werden und in immer kleinere Stücke zerfallen, die zu den bereits vorhandenen enormen Tonnagen von Polymerfragmenten in den Meeren hinzukommen. Wir werden in einem späteren Artikel auf die gewaltige Armada vor allem (aber nicht nur) asiatischer Fischereifahrzeuge zu sprechen kommen, die tagtäglich weltweit rund um die Uhr zugange sind: Sie sind nicht nur für einen Grossteil des Plastikabfalls verantwortlich, sondern auch für die fortschreitende Verödung der Ozeane.

Der grosse nordpazifische gyre umfasst unzählige launische kleinere Ströme, die merkwürdige lokale Folgen haben können. Vor fast dreissig Jahren war ich in einem kleinen Fischerboot zwischen Inselchen und Korallenstöcken vor den westlichen Philippinen unterwegs, als ich auf einen sonderbaren, caramelfarbenen Höcker stiess, der aus dem Meer ragte. Wie sich herausstellte, handelte es sich um ein seichtes Riff, auf dem Tonnen von Gummi- oder Plastikplatten mit regelmässigen rechteckigen Löchern angehäuft worden waren. Das war der Abfall einer Fabrik, die Flipflops produzierte, die in Asien allgegenwärtige billige Fussbekleidung. Sie konnten von irgendwo her dorthin getrieben sein, wobei ihr besonders geringes Gewicht in Kombination mit einer eigenwilligen Strömung dazu führte, dass sie auf diesem anonymen kleinen Riff abgelagert wurden. Früher oder später würde sie mit Sicherheit ein Taifun zerstreuen, bevor sie dann wieder langsam zu einer Gummi-Insel angehäuft werden würden.

Am auffälligsten sind in Küstennähe – besonders in Asien – Plastikflaschen und andere Behälter: Abfall vom Alltagsleben in Ländern, die keine kommunale Müllabfuhr und -entsorgung haben. In Küstendörfern, etwa in Kambodscha, gibt es oft keine Wasserversorgung, weshalb die Bewohner zum Trinken und Kochen auf Wasser aus Flaschen angewiesen sind.

Man empfindet instinktiv Ekel

Die leeren Flaschen sind einfach ein weiterer Bestandteil der Teppiche aus Plastikabfällen, die nicht nur immer mehr Häfen und Strände, sondern auch Wasserwege im Inland verdrecken. Im April musste die indonesische Armee nach Westjava geholt werden, um einen Plastikberg zu entfernen, der so umfangreich und so fest verkeilt war, dass er einen Fluss in der Stadt Bandung staute.

Solche vergleichsweise neuen Phänomene sind ein Anzeichen dafür, dass immer mehr Plastikbehälter verwendet werden, wenn es ums Essen und ums Einkaufen geht. Vor nicht allzu langer Zeit wurden auf südostasiatischen Märkten Nahrungsmittel vor allem in Bananenblätter und aus Palmblättern gewobene Behälter verpackt, und die Käufer brachten sie in Hanfkörben nach Hause. Aber warum soll man Leute für die Herstellung solcher Dinge bezahlen, wenn es viel billiger ist, Wegwerfverpackungen aus Styropor und Plastiktüten zu produzieren, die leichter und stärker sind und dazu noch weniger lecken?

Länder, deren Wirtschaft in hohem Mass vom Tourismus abhängig ist, müssen allerdings rasch handeln. Denn es hat wenig Sinn, viel Geld für Werbung auszugeben, um Menschen aus dem Westen Ferien an idyllischen Tropenstränden schmackhaft zu machen, wenn es in der Realität dann so aussieht, als wurzelten die Palmen in Dünen aus Plastikabfällen, und wenn Schnorchler Riffe fotografieren, die von Teer verklebtem Polyäthylen umrankt sind.

Es ist allerdings keineswegs so, dass es nur in Asien Plastikabfälle gibt. Bo Eide ist ein selbständiger Müllsammler, der an den Stränden norwegischer arktischer Fjorde patrouilliert und Tonnen von Müll herausfischt. Ein Grossteil davon, hat er festgestellt, stammt von der anderen Seite des Atlantiks. Bo Eide ist darauf bedacht, so viel einzusammeln, wie er kann, bevor Dinge wie Plastikseile von Fischerbooten durch die Wellen aufgedrösel werden, beim Aufprall gegen Felsen in Fasern zerfallen, die dann noch weiter zerkleinert werden. «Ich glaube, man kann diese Küste als eine eigentliche Mikroplastikfabrik bezeichnen», sagt er. Da ernsthafte Bemühungen von Seiten der Regierungen fehlen, sind auch andere Einzelne aktiv geworden. Boyan Slat, ein junger niederländischer Unternehmer, hat The Ocean Cleanup gegründet, eine Firma, die Pionierarbeit leistet mit Hilfe eines gewaltigen Systems schwimmender Netze, die Müll einfangen, bevor er zu Mikroplastik zerfällt.

Doch es ist längst zu spät, um zu verhindern, dass diese winzigen Partikel allgegenwärtig sind. Das Alfred-Wegener-Institut in Bremerhaven hat vor kurzem bekanntgegeben, dass Eiskerne, die es dem Arktischen Ozean entnommen hat, Mikroplastikpartikel aufweisen, deren Konzentration zwei- bis dreimal grösser ist als bei früheren Messungen: Oft enthält ein einziger Liter Meereis 12 000 Partikel. Manche von ihnen sind bloss elf Mikrometer klein, was ungefähr ein Sechstel des Durchmessers eines menschlichen Haars ist. Siebzehn verschiedene Arten von Plastik hat das Institut festgestellt. Sie stammen aus Farben, Polyesterkleidern sowie aus Zellulose-Acetate, das für Zigarettensfilter verwendet wird. Schmilzt das Meereis, werden solche Partikel zwangsläufig von Meerestieren aufgenommen und tauchen schliesslich in der menschlichen Nahrungskette auf.

Die Frage ist: Wie schlimm ist das? Man empfindet instinktiv Ekel bei der Vorstellung, dass wir den Planeten bis in mikroskopische, ja molekulare Bereiche unwiderruflich verschmutzt haben. Unsere industriellen Fingerabdrücke finden sich überall, vom tiefsten Meeresgraben bis in die Stratosphäre. Wenn unsichtbare Partikel von Menschen geschaffenen Plastiks mit jedem unserer Atemzüge in unsere Lungen und sogar in unseren Blutkreislauf gelangen, können wir nicht mehr tun, als zu verhindern versuchen, dass die Sache sich noch verschlimmert.

Bisher haben sich solche mikroskopischen Plastikfragmente nicht als gesundheitsgefährdend erwiesen. Die Partikel aus Abgasen und

dem Rauch von Feuerstellen, an denen gebraten wird, sind viel gefährlicher für die Gesundheit. Doch viele Plastikarten enthalten auch Schwermetalle, deren Gefährlichkeit erwiesen ist. In Plastikmüll, der im Jahr 2016 aus dem Genfersee gefischt wurde, wurden Quecksilber, Blei und Kadmium entdeckt, zum Teil in hohen Konzentrationen. Ähnliche Funde machte man weltweit in Süsswasserseen und Flüssen.

Kurioser Kreislauf

Wir regen uns zu Recht darüber auf, dass Otter und Seehunde gefunden werden, die mit ihrem Kopf in einem Plastikbehälter feststecken; über Wale und Delfine, die angetrieben werden mit kilogrammweise Plastik in ihren Mägen; über Seevögel, die ihren Jungen liebevoll Plastik verfüttern und sie so, im Glauben, sie zu nähren, hungers sterben lassen. Wenn Tiere langsam und qualvoll verenden, weil wir das Meer als Müllkippe verwenden, wirft das ein schändliches Licht auf uns Mieter dieses Planeten.

Aber so dringend nötig es ist, nach Alternativen zu suchen, die biologisch abbaubar sind und keinen Schaden anrichten, wäre es gleichzeitig dumm, Plastik ganz allgemein zu verteufeln. Im Lauf des letzten Jahrhunderts hat es unser Leben und unsere Wirtschaft revolutioniert und entscheidend verbessert: Man denke nur an die Verwendung von Plastik in der Medizin. Wie das Auto ist auch Plastik eine menschliche Erfindung, die alles im Guten wie im Schlechten verändert hat. Es ist Aufgabe des menschlichen Erfindungsgeistes, die unbeabsichtigten Folgen menschlichen Erfindungsgeistes unter Kontrolle zu bringen.

Was für ein kurioser Kreislauf: Alles Plastik beruht letztlich auf Öl, welches auf prähistorischen Wäldern und deren Bewohnern beruht, die sich in Hunderten Millionen Jahren zersetzt und in der Erdkruste abgelagert haben.

Durch Geländeanfüllungen mit Müll durch Abfälle auf dem Meeresgrund werden diese Urweltwälder erneut abgelagert, wenn auch in molekular veränderter Form. Dies sind die Rückstände einer erfindungstiefen, aber vermutlich kurzlebigen Spezies, welche die Petrochemie gemeistert hat. So gilt auch in geologischer Hinsicht, dass sich früher oder später alles rächt.

James Hamilton-Paterson, britischer Journalist und Schriftsteller, fasst sich exklusiv für die *Weltwoche* in einer sechsteiligen Serie mit dem Zustand der Meere.

Nächste Woche: «Überfischung»

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer



Norwegischer Meer-Müllmann Bo Eide.

Ein Grossteil des Abfalls stammt von der anderen Seite des Atlantiks.

Wendig, windig, wichtiguerisch

Von Christoph Mörgeli

Wenn die medialen Scheinwerfer von den Politikern zu den Fussballern umschwenken, löst dies bei Ersteren Aufmerksamkeitsdefizitsymptome aus. Plötzlich müssen Politiker wie normale Bürger unbeachtet vor der Mattscheibe sitzen – wenn sie nicht zufällig Bundesräte sind und aus den Ehrenlogen der Stadien in die Kameras winken dürfen. Um nicht ganz unterzugehen, wenden sich die Volksvertreter in Fussballzeiten direkt ans Volk. Und zwar mittels Twitter.

Wenn politische Handzeichen die sportliche Leistung überdecken, finden sich die Politiker plötzlich wieder bei ihrer Kernkompetenz. Nun war nicht mal ich so naiv, dass ich die geflügelten Handzeichen von Shaqiri und Xhaka als Gruss an meinen verstorbenen Grossvater, der von Beruf Geflügelzüchter war. Vielmehr hatte ich exakt dieselbe Empfindung, wie sie SP-Nationalrat Cédric Wermuth spontan twitterte: «Granit Xhaka super Tor. Aber so nicht, das ist Idiotenzeugs. Dumm, peinlich, schade.»

Kurz danach wurde Wermuth bewusst, dass er mit seiner Einschätzung goldrichtig lag. Und damit völlig quer zur Haltung seiner Sozialdemokratischen Partei und deren Integrationsideologie. Doch fiel es dem Linkspopulisten keine Sekunde schwer, seinen Eintrag zu löschen und 180 Grad linksrumkehrt zu machen: «Wer noch nicht verstanden hat, dass die albanische-kosovarische Geschichte zur Schweiz gehört, braucht Nachhilfe.» Oder: «Der eigentliche Skandal ist, dass man aus diesen Gesten eine Loyalitäts-Debatte über echte und unechte Schweizer konstruiert.»

Dann hielt Wermuth «zum letzten Mal zu diesem Thema» fest: «Damit ist die Debatte für mich abgeschlossen.» Nur wurde daraus wieder nichts. Eine Stunde später versprach er den eben noch «dummen» und «peinlichen» Herren Shaqiri und Xhaka, er werde schauen, ob er «nach der WM ins Bundeshaus einladen» könne. Das gäbe schöne *Bildli* für den Wichtiguer. Dabei hat Cédric Wermuth eben noch ausrufen: «Während wir zirka 500 000 Menschen in unserem Land haben, die in einer *working poor*-Familie leben, gibt es auf der anderen Seite Abzocker, die sich exorbitante Saläre von vier Millionen Franken leisten.» Demnächst sind also Shaqiri und Xhaka Wermuths hochwillkommene Gäste bei einem Rundgang im Bundeshaus. Schliesslich gehören sie nicht zu den Vier-Millionen-Abzockern. Sondern zu den Zehn-Millionen-Abzockern.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Doppeladler Lichtsteiner

Von Peter Bodenmann — Nirgends funktioniert Integration besser als in der Schweiz.



SVP und Weltwoche sollten sich den Eidgenoss Lichtsteiner zum Vorbild nehmen.

Integration ist kein Sonntagsspaziergang. Zuwanderung führt immer zu Spannungen. Bis das Fremde das Eigene wird und umgekehrt, ein bisschen. Und sich beide Seiten in diesem Prozess neu erfinden. Wer erinnert sich noch an den Hass, den James Schwarzenbach vor fünfzig Jahren erfolgreich gegen die Italiener schürte. Inzwischen sind die italienischen Secondas und Secondos so beliebt wie italienische Pizzas.

Immer wieder verstand es die Schweiz – besser als die meisten vergleichbaren Länder – Integration höchst erfolgreich zu gestalten. Vor sieben Jahren hetzte die SVP mit Messerstecher-Inserten gegen die 200 000 Kosovo-Albaner in der Schweiz. Heute darf sie solche Inserate nicht mehr schalten. Auch weil quer durch die Schweiz immer mehr Kosovo-Albaner, Serben und Kroaten erfolgreiche Unternehmer geworden sind. Vor 25 Jahren führten Serben und Kosovaren noch Krieg gegeneinander. Viele, die auf Schweizer Baustellen arbeiteten, hatten im Balkan aufeinander geschossen.

Während des Bürgerkrieges sind bewegliche und gutausgebildete Menschen aus Ex-Jugoslawien in die Schweiz geflüchtet. Bürgerkriege prägen Menschen. Viele junge Schweizerinnen und Schweizer haben zwischen 1995 und 2010 in den Schulen und auf den Pausenplätzen einiges abbekommen. Fussball ist eine der Schulen des Lebens, vorab für jene, die nach oben wollen. Und aus vielen hungrigen «Balkanesen»

wurden nicht nur risikofreudige Unternehmer, sondern auch ausgezeichnete Doppelbürger und Fussballer. Mit dem Aargauer Rakitic könnten wir Weltmeister werden.

Die Serben piffen in Rostow die Schweizer Doppelbürger aus und sangen wüste Lieder. Xhaka, Shaqiri und Co. kämpften sie nieder. Und zeigten den Serben den Doppeladler. Für den heillos überforderten Rainer Maria Salzgeber hätten sie ihnen auch das Schweizerkreuz zeigen sollen. Während Beni Huggel das alles viel entspannter und lockerer sah.

Noch vor drei Jahren gab es einen Riss in der Schweizer Nati. Zwischen den Kosovaren und den Eidgenossen. In Rostow war alles anders. Behrami versuchte Xhaka und Shaqiri umarmend zu beruhigen, während sich der neue Doppeladler Lichtsteiner mit den Ungestümen solidarisierte. Guy Parmelin, der im Stadion war, nahm alle drei Doppeladler in Schutz. Andere SVP-Exponenten lärmten an der Heimatfront schon wieder, obwohl der Hass auf die Kosovo-Albaner nicht mehr funktioniert.

Der Präsident der Fifa ist Gianni Infantino, ein Secondo. Seine Eltern führten den Bahnhofskiosk in Brig. Nach der Ablehnung der Schwarzenbach-Initiative stieg vor dem Infantino-Kiosk ein nicht bewilligtes Fest. Die Fifa hat Augenmass bewiesen. Denn selber erlebt ist eben gelernt.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

So ändert sich die Welt

Von Kurt W. Zimmermann — Plötzlich ist der lang unterschätzte Auslandteil das Mass, an dem man die Qualität der Medien misst.

Der Einlauf war hauchdünn. Schliesslich siegte Erdogan knapp vor Merkel. Dicht dahinter kamen Trump und Orbán ins Ziel.

Der Einlauf entspricht den Klickzahlen der letzten Wochen. Die Nutzung der Zeitungs-Websites liefert jeweils eine klare Rangliste, was die Leser interessiert und was nicht. In der Rubrik «Meistgelesen» siegen dann vielfach Erdogan, Merkel, Trump und Orbán. Weit abgeschlagen trotten Maurer, Levrat, Cassis und Leuthard hinterher.

Die Klickzahlen beendeten eine Tradition. Während Jahrhunderten hatten Redaktionen nicht die geringste Ahnung, was ihre Leser lasen. Die Bundeshausredaktion behauptete, es sei die Innenpolitik. Das Ressort «Vermischtes» schwörte auf Sex and Crime. Man wusste es nicht.

Nur in einem Punkt gab es ziemliche Einigkeit auf der Redaktion. Man vermutete, dass nur wenige Leser den Auslandteil nutzten. Die Welt war, abgesehen von ein paar Terroranschlägen, geordnet und langweilig. Budapest oder London oder Ankara, wen interessierte das schon gross?

Die Zeitungsverlage bauten darum im Auslandressort ab. Auch grosse Regionalblätter wie *Aargauer Zeitung* und *Berner Zeitung* leisteten sich nur noch einen einzigen Auslandsredaktor, und Vollstellen für Korrespondenten gab es keine mehr. Zuletzt baute auch der *Tages-Anzeiger* ab und lagerte seinen Auslandteil weitgehend zur *Süddeutschen Zeitung* aus.

Krawalljournalismus mit hochrotem Kopf

Die Ausland-Abbau war ein Fehler. Auf einmal überstürzte sich das Weltgeschehen. Merkel trat die Flüchtlingswelle los, Putin nahm sich die Krim, Trump wütete als US-Präsident, Macron wurde Sonnenkönig, Orbán schloss die Balkanroute, Kim spielte mit seinen Bomben, May machte Ernst mit dem Brexit, Erdogan radikalisierte die Türkei und zuletzt Salvini Italien.

Niemand hatte es kommen sehen. Plötzlich waren die Medienkonsumenten von Auslandsthemen elektrisiert. Merkel und Putin und Trump und Orbán und Erdogan besetzten nun in der «Meistgelesen»-Rubrik regelmässig die Spitzenplätze, wenn nicht gerade mal ein albanischer Doppeladler ein heimisches Thema ins Interesse rückte.

Der plötzliche Auslandsboom erwischte die Zeitungen auf dem falschen Fuss. Sie hatten ihre Ressourcen ausgedünnt und mussten nun mit Agenturmeldungen und Teilzeitkorrespondenten über die Runden kommen.



Elektrisierende Auslandsthemen: Reizfigur Orbán.

Nur zwei Anbieter genügen im Ausland noch dem Anspruch des sogenannten Qualitätsjournalismus. Der eine ist die NZZ mit 50 Köpfen, davon 36 festangestellten Korrespondenten. Der andere sind die drei Radio- und TV-Landessender, die 43 Korrespondenten im Einsatz haben.

Alle andern spielen unterklassig. Besonders misslich erging es dabei dem *Tages-Anzeiger*. Als das Blatt seinen Auslandteil an die *Süddeutsche Zeitung* delegierte, bedachte es zu wenig den Mentalitätsunterschied zwischen deutschen und Schweizer Journalisten.

Seitdem dominiert in den Auslandspalten des Zürcher Blatts eine herrisch-deutsche Besserwisseri, eine Art alarmistischer Krawalljournalismus mit hochrotem Kopf. Egal, ob im Kreml, im Weissen Haus, in der Burg in Buda, im Ak Saray, an der Downing Street 10 oder im Palazzo Chigi – überall sitzen Verbrecher, Dummköpfe, Neonazis, Witzfiguren und Versager. Nur Deutschland hält die Welt zusammen.

Die Schweizer Leser ergriffen die Flucht. Allein seit 2017 verlor der *Tages-Anzeiger* die Rekordzahl von 80 000 Lesern. Ich bin überzeugt davon, dass ein Hauptgrund im Stil des Auslandressorts liegt.

Wer hätte je gedacht, dass Medien Probleme bekommen könnten, wenn der internationale Inhalt nicht genügt? So ändert sich die Welt.

Endlich erlöst

Von Henryk M. Broder — Toni Kroos und die neue Zeitrechnung.

Die «Tagesthemen» am letzten Samstag fingen mit der Nachricht des Tages an: «Mit dem Mut der Verzweigung und vollem Risiko ins lange Eck, Toni Kroos erlöst Fussball-Deutschland



in den letzten Sekunden einer unfassbar spannenden Schlussphase und schießt die Nationalmannschaft zum Sieg», freute sich Ingo Zamperoni in der Anmoderation. Deutschland hatte Schweden zwei zu eins geschlagen und war damit dem Einzug ins Achtelfinale einen Schritt näher gekommen. In dem Beitrag war noch zweimal von Erlösung die Rede: «Toni Kroos, der Vielgescholtene, hat die deutsche Mannschaft erlöst, als kaum einer das noch für möglich hielt.» – «Der erlösende Zwei-zu-eins-Siegtreffer ist der Lohn eines leidenschaftlichen Kampfes der deutschen Mannschaft.» Erlösung war das Wort des Tages, im Hörfunk, im Fernsehen und tags darauf in den Zeitungen. Deutschland hatte nicht nur ein Fussballspiel gewonnen, es war erlöst worden. Wovon?

Erlösung, so steht es auf Wikipedia, sei sowohl im Christentum wie im Judentum ein zentraler Begriff. Er bezeichnet das «letztgültige Ziel, den einzelnen Menschen, die Menschheit und/oder die Welt von allem Negativen zu befreien». Im Christentum hat die Lehre von der Erlösung sogar einen eigenen Namen: Soteriologie. Nimmt man den Begriff ernst, könnte man sagen, dass für die Deutschen ein neues Zeitalter begonnen hat. Die Uhren werden zurückgestellt. Wie die Geburt Christi den Beginn der neuen Zeitrechnung markiert hat, so werden die Jahre ab sofort um die Angabe «vor» und «nach» Toni Kroos ergänzt. Die nächste Fussball-WM wird also im Jahre 4 n. K. stattfinden. Eine verjüngte, runderneuerte, von allem Negativen befreite deutsche Mannschaft wird am Turnier teilnehmen. Sie wird ohne Gepäck anreisen. Ohne den Ersten und den Zweiten Weltkrieg, ohne Verdun und Stalingrad, ohne Günter Grass und Boris Becker, im Zustand der vollkommenen Unschuld.

Die Erlösung, nach der sich die Deutschen seit hundert Jahren sehnen, für die Leiden, die sie über sich und andere gebracht haben, ist mit einem Schuss in das Schwedentor eingetreten. Und egal wie die jetzige WM ausgeht, der Weltmeister heisst jetzt schon Deutschland. 2010 noch Weltmeister der Herzen, heuer schon eine Runde weiter: Weltmeister der reinen Seelen.



Wer schützt die Interessen derer, die da geboren werden sollen?

Kinder für alle

Die Fortpflanzungsmedizin steht in der Schweiz nur heterosexuellen Paaren offen. Ist diese Ausrichtung an der natürlichen Familie noch zeitgemäss? Welche moralischen Streitfragen kommen auf uns zu? *Von Katharina Fontana und Blood Bros (Illustration)*

Die Galionsfigur der Fortpflanzungsmedizin wird demnächst vierzig. Die Britin Louise Joy Brown ist der erste Mensch, der durch Befruchtung im Reagenzglas entstanden ist, das erste künstlich gezeugte Baby. Ihr Leben hat sie nicht zuletzt den 800 Pfund zu verdanken, die ihr Vater im Fussballtoto gewonnen hatte und die es den in einfachen Verhältnissen lebenden Browns erlaubten, ihren jahrelang unerfüllt gebliebenen Kinderwunsch in die Hände von Wissenschaftlern zu legen. War das erste Retortenbaby im Sommer 1978 noch eine Sensation, die Scharen von Journalisten vor das Haus der Jungfamilie Brown trieb, gehört die In-vitro-Fertilisation heute zum fortpflanzungsmedizinischen Alltag. Seither sind weitere «Meilensteine» hinzugekommen: In den 1980er Jahren gelangen erstmals eine Schwangerschaft und Geburt nach einer Eizellenspende, im selben Zeit-

raum erblickte das erste von einer Leihmutter ausgetragene Kind das Licht der Welt. Seit gut zehn Jahren ist es möglich, Eizellen oder Embryonen tiefzugefrieren, was es Frauen erlaubt, eine Schwangerschaft um Jahre hinauszuschieben. Eine ganze Palette an Möglichkeiten offerieren zudem neue Technologien rund um die Präimplantationsdiagnostik. So können gendefekte Embryonen, bei denen sich Erbkrankheiten oder Chromosomenanomalien zeigen, nicht mehr nur einfach aussortiert werden. Vielmehr sind Wissenschaftler nun in der Lage, mit einer «Genschere» direkt in das Erbgut der ein paar Tage alten Zellhäufchen einzugreifen und Mutationen zu korrigieren. Die Liste liesse sich verlängern.

Samen nur mit Trauschein

Die Wissenschaft spielt in der Schöpfung heutzutage eine immer wichtigere Rolle. Sie ver-

hilft Paaren, die sich sehnlichst ein Kind wünschen und bei denen die natürliche Zeugung aus irgendeinem Grund nicht klappt, zu einem erfüllten Leben. Und sie erlaubt es Menschen, die Träger von genetischen Krankheiten sind, gesunde Kinder zu bekommen, womit sich viel Leid verhindern lässt. In der Schweiz werden jährlich Tausende von Paaren in den ver-

Seit kurzem verfügt die Schweiz über ein im europäischen Vergleich sehr liberales Präimplantationsgesetz.

schiedenen Kinderwunschpraxen behandelt, rund 2000 Babys pro Jahr kommen durch künstliche Befruchtung zur Welt. Seit kurzem verfügt die Schweiz auch über eine im europäischen Vergleich sehr liberale Präimplantationsgesetzgebung, die neue fortpflanzungs-

medizinische Verfahren erlaubt. Künstlich befruchtete Embryonen dürfen jetzt, bevor sie der Frau eingesetzt werden, auf Gendefekte untersucht werden; auch kann der Arzt heute zwölf Embryonen pro Behandlungszyklus entwickeln und die nicht benötigten tiefgefrieren.

Zugeknöpft gibt sich die Schweiz allerdings, was den Personenkreis anbelangt, der zur Fortpflanzungsmedizin Zugang hat. Denn sie geht nach wie vor vom Bild der natürlichen Familie aus, zu der Vater und Mutter gehören. So sind heute einzig heterosexuelle Paare, die in einer stabilen Beziehung leben, zur künstlichen Befruchtung zugelassen. Auch müssen die potenziellen Eltern noch in einem Alter sein, das es ihnen erlaubt, sich um das Kind bis zu dessen Volljährigkeit zu kümmern. Gar der Trauschein wird verlangt, wenn sich das Paar seinen Kinderwunsch mit Spendersamen verwirklichen will. Eine alleinstehende Frau oder ein lesbisches Paar kann sich in der Schweiz also nicht künstlich befruchten lassen. Sie müssen sich den Samen auf anderem Weg beschaffen, etwa einen Bekannten zu Hilfe bitten oder sich in eine der Kinderwunschkliniken in Dänemark begeben, die auf männerlose Frauen ausgerichtet und nach Auskunft von Gynäkologen bei hiesigen Frauen sehr beliebt sind. Nichts wissen will die Schweiz bisher von der Eizellen- und der Embryonenspende, und auch die Leihmutter-schaft – die etwa für fortpflanzungswillige Schwulenpaare erforderlich ist, um zu einem Kind zu kommen – ist verboten.

Abschied von der klassischen Familie

Ob diese Ausrichtung der Fortpflanzungsmedizin an der Mann-Frau-Verbindung noch zeitgemäss ist, darüber gehen die Meinungen auseinander. Die Befürworter der rigiden Regelung argumentieren hauptsächlich mit den natürlichen Lebensverhältnissen und dem Kindeswohl. Die Gegner halten es für paradox, wenn sich die Fortpflanzungsmedizin, die per se künstlich und technisch ist, an der natürlichen Zeugung orientiert. Wenn man der Natur schon ins Handwerk pfuscht, warum dann noch den Schein der Natürlichkeit wahren?

Bisher waren es vor allem Juristen und Ethiker, die sich mit solchen Themen befassten. Mit der Forderung nach der «Ehe für alle» stellt sich die Frage nach den Grenzen der Fortpflanzungsmedizin nun aber breiter. Die «Ehe für alle», die Anfang Juli von der Rechtskommission des Nationalrats behandelt wird, zielt zwar vordergründig nur darauf ab, dass auch homosexuelle Paare offiziell sollen heiraten dürfen und sich nicht mehr mit der eingetragenen Partnerschaft, einer Art Miniehe, begnügen müssen. Politiker, die sich für die Homoehel ins Zeug legen, beschwichtigen nach Kräften, dass es dabei nicht um das

Thema Kinder gehe und dieser Punkt allenfalls später, viel später einmal aufgegriffen werde. Doch das ist unredlich. Es liegt auf der Hand, dass man Schwulen und Lesben, wenn man ihnen schon dasselbe Rechtsinstitut anbietet wie heterosexuellen Paaren, dann nur schwerlich einen Teil der damit verbundenen Privilegien vorenthalten kann. Homosexuellen-Organisationen fordern denn auch frank und frei den «diskriminierungsfreien» Zugang zu Adoption und Fortpflanzungsmedizin.

Regelung mit Widersprüchen

Bei der Adoption hat die Schweiz jüngst bereits den ersten Schritt gemacht und erlaubt es seit Anfang Jahr Schwulen und Lesben, das Kind des Partners oder der Partnerin zu adoptieren. Mit der Homoehel dürfte auch die Volladoption kommen. Das wird nicht allen gefallen; die Vorstellung, dass schwule oder lesbische Paare ein fremdes Kind zu sich nehmen und Papi und Mami spielen, mag für viele Personen immer noch verstörend sein. Allein, viel einzuwenden gibt es dagegen nicht. Bei der Adoption besteht immerhin die Sicherheit, dass die Möchtegerneltern eingehend unter die Lupe genommen und auf ihre Tauglichkeit abgeklöpft werden, bevor man ihnen ein Kind anvertraut. Um wissenschaftliche Studien aus dem Ausland zu bemühen: Die grosse Mehrheit der Autoren kommt zum Schluss, dass es Kindern bei homosexuellen Eltern gutgeht und sie keine Nachteile erleiden. Was zählt, ist das Klima in der Familie. Und wenn man sieht, wie unverkrampft heute bereits Dreizehnjährige über Homosexualität sprechen und wie cool sie es finden, einen schwulen Klassenkameraden zum Freund zu haben, sollte man das Risiko, dass Kinder mit zwei Vätern oder zwei Müttern in der Schule geplagt werden, nicht überbewerten.

Bei der Fortpflanzungsmedizin ist die Ausgangslage dagegen eine völlig andere als bei der Adoption. Falls man nicht mehr nur Heterosexuellen helfen will, eine Familie zu gründen, wer alles soll dann Anspruch darauf haben? Gleichgeschlechtliche Paare, und nur sie? Oder darüber hinaus auch alleinstehende Personen, die vielleicht keinen passenden Lebenspartner gefunden haben, sich aber dennoch ein Kind wünschen? Wie steht es mit älteren Frauen, die nicht mehr schwanger werden können? Was spricht gegen eine Fortpflanzungsmedizin für alle, die keine Kinder haben können, aus welchen Gründen auch immer? Und wo rangiert hier das Kindeswohl, wer schützt die Interessen derer, die da geboren werden sollen?

Die technischen Methoden, um neue Arten von Vätern und Müttern hervorzubringen, wären durchaus vorhanden. Mit der Eizellen- oder der Embryonenspende könnten auch Frauen lange nach der Menopause noch Mütter werden, schwule Paare oder alleinstehende

Männer könnten sich ein Kind durch eine Leihmutter austragen lassen. In den USA etwa sind solche Familiengründungen gang und gäbe. Klar ist: Wenn man sich erst einmal vom Prinzip löst, dass medizinisch nur dort nachgeholfen werden soll, wo es mit der natürlichen Zeugung durch Mann und Frau nicht klappt oder wo es um die Gesundheit des Kindes geht, tut sich ein weites, ein sehr weites Feld auf. Bisher hat sich die Schweiz gegen eine solche Freigabe, gegen eine Alles-ist-erlaubt-Haltung gesträubt. Die Eizellenspende etwa, die weit oben auf der Wunschliste etlicher unfruchtbarer Paare steht, wird mit genau diesem Argument abgelehnt: Man will keine Familienverhältnisse schaffen, die von denen, die natürlich möglich sind, abweichen. Die Vorstellung, dass ein Kind zwei

Der erste Schritt ist gemacht. Mit der Homo-Ehe dürfte auch die Volladoption kommen.

biologische Mütter hat – die Eizellenspenderin und die Frau, die das Kind gebärt –, ist schlicht zu krass; der alte Grundsatz, dass die Mutterschaft klar zugeordnet werden kann, würde damit über den Haufen geworfen. Dieselbe Idee liegt auch dem Verbot der Embryonenspende zugrunde: Man will nicht, dass ein Kind weder mit seiner Mutter noch mit seinem Vater genetisch verwandt ist.

Man mag diese Restriktionen als übertrieben ansehen, ja als heuchlerisch. Feministinnen kritisieren etwa, dass sich unfruchtbare Männer mit Samen von Dritten helfen lassen dürfen, unfruchtbare Frauen mit Eizellen anderer Frauen dagegen nicht. Homosexuelle argumentieren, dass die natürliche Zeugung keiner-

LA CASA DEL HABANO

La excelencia del fumar.

Samuel Menzi
Bleicherweg 18, CH-8002 Zürich
Tel. 044 202 12 11
www.la-casa-del-habano.ch

Öffnungszeiten:
Di-Fr 10.00–18.30 / Sa 10.00–16.00 Uhr

lei Kontrolle untersteht und Männer und Frauen, die als Eltern komplett ungeeignet sind und denen man nicht einmal seinen Goldfisch anvertrauen würde, nach Lust und Laune Kinder in die Welt setzen können. Ethiker weisen darauf hin, dass es fragwürdig sein kann, für die Fortpflanzungsmedizin derart hohe Schranken zu errichten – denn entspreche es dem Wohl des Kindes nicht in jedem Fall mehr, gezeugt zu werden, als gar nicht zu existieren? Abtreibungsgegner schliesslich halten es für einen Hohn, dass die Vernichtung werdenden Lebens heute so einfach möglich ist, die Schaffung neuen Lebens dagegen nicht.

Kind als Staatsleistung

Tatsächlich ist die Fortpflanzungsmedizin, wie sie die Schweiz heute kennt, nicht ohne innere Widersprüche. Doch denkt man die Sache bis zum Schluss durch, ist es ohne Zweifel besser, mit den erwähnten Ungereimtheiten zu leben und gewisse Reibungen zu akzeptieren, als den «natürlichen» Rahmen der menschlichen Fortpflanzung ganz zu sprengen und die Grenzen zu schleifen. Und das aus verschiedenen Gründen. Erstens wäre damit der Weg frei für eine würdelose Kommerzialisierung des Babymachens. So ist bekannt, dass in den USA

Höchstpreise gezahlt werden für die Eizellen von Studentinnen, die an exklusiven Universitäten studieren und die mit ihrer überdurchschnittlichen Intelligenz und Ausbildung als Garantinnen für genetisches Topmaterial gelten. Dasselbe Muster zeigt sich bei der Auswahl der Leihmutter, der die befruchtete Eizelle der Spenderin eingepflanzt wird und die sich gegenüber den Wunscheltern vertraglich zur Ablieferung des Kindes verpflichtet. Solche Abmachungen und Geschäfte rund um «bestellte» Babys sind ein krasser Verstoss gegen die guten Sitten, wie man sie hierzulande versteht. Sie sind mit der Würde des Kindes und der Frau, die zu einer Gebärmachmaschine degradiert wird, schlicht nicht zu vereinbaren und führen zu Formen von gespaltener Elternschaft, bei denen sich die Familie des Kindes aus Eizellenspenderin, Leihmutter, sozialer Mutter, leiblichem Vater und angeheiratetem Partner zusammensetzen kann. Dass solche Methoden anderswo auf der Welt erlaubt sind und auch von Schweizer Fortpflanzungstouristen in Anspruch genommen werden, heisst noch lange nicht, dass man sie auch in der Schweiz einführen muss.

Zweitens muss man sich bewusst sein, dass mit einer Öffnung der Reproduktionsmedizin



Galionsfigur der Fortpflanzungsmedizin: Louise Joy Brown, 1979.

neue Ansprüche entstehen werden. Seit einiger Zeit schon ist eine Tendenz spürbar, die Fortpflanzungsfreiheit nicht mehr nur als Recht zu sehen, ohne behördliche Einmischung und Kontrolle Kinder zeugen zu dürfen – als reines Abwehrrecht gegenüber dem Staat also, der sich nicht in die Intimsphäre der Personen einmischen soll. Die ungewollte Kinderlosigkeit

Die Erfüllung des Babywunsches wird keine Schicksalsfrage mehr sein, sondern ein Recht aufs Kind.

wird heute zunehmend als derart grosse Belastung und Einschränkung der persönlichen Freiheit angesehen, dass sie nicht mehr akzeptiert werden muss und dem Betroffenen ein eigentliches Recht auf Zugang zur medizinisch unterstützten Fortpflanzung gibt. Letztlich läuft diese Haltung darauf hinaus, dass die Erfüllung des Babywunsches keine Schicksalsfrage ist, sondern dass es ein individuelles Recht auf ein Kind gibt.

Doch was ist ein Recht wert, wenn man es nicht durchsetzen kann? Wenn einem die finanziellen Mittel fehlen, um sich In-vitro-Fertilisationen, Eizellen oder Leihmütter leis-

ten zu können? Hätte etwa der Vater von Louise Joy Brown nicht beim Toto einen nach damaligen Verhältnissen stattlichen Betrag gewonnen, hätte sich der Kinderwunsch der Browns nicht erfüllen lassen. Wenn es tatsächlich als Freiheitsrecht angesehen wird, selbst gegen alle biologischen Gesetze ein Kind zu bekommen, ist der nächste Schritt bereits absehbar. Dann wird es bald einmal um die Frage gehen, ob den Staat nicht eine Leistungspflicht trifft und er für die fortpflanzungswilligen Bürgerinnen und Bürger die Kosten zu übernehmen hat. Wird der Wunsch, Mutter oder Vater zu werden, als derart bestimmend für das persönliche Glück angesehen, darf er ja wohl nicht am Geld scheitern, oder?

Kinderwunsch als Mass aller Dinge

Öffnet man bei der Fortpflanzungsmedizin die Schleusen, wird, das ist der dritte Punkt, auch der Umgang mit den Ungeborenen unter Druck kommen. Heute hängt der Entscheid im Rahmen der Präimplantationsdiagnostik, welche Embryonen sich zu Menschen entwickeln dürfen und welche vernichtet werden, von medizinischen Kriterien ab. Doch wenn die Hemmungen fallen, das Leben konsequent nach den eigenen Wünschen zu gestalten und es technologisch zu optimieren, könnten

im Labor durchaus bald auch andere Überlegungen eine Rolle spielen. Wünscht sich ein Paar unbedingt ein Mädchen, was spricht dann dagegen, den Embryo nach dem Geschlecht auszusuchen? Warum soll man nicht das Anliegen eines Akademikerpaares oder eines Sportlers erfüllen, die überzeugt sind, dass nur ein Kind mit einem besonders hohen Intelligenzquotienten oder überdurchschnittlicher Körpergrösse in ihre Familie passt? Wenn der Kinderwunsch zum Mass aller Dinge wird, wenn dem Staat einzig noch die Aufgabe zukommt, den freien Zugang zur Fortpflanzungsmedizin zu gewährleisten oder gar noch zu finanzieren, kann er sich auch nicht mehr anmassen, die Selektion von Embryonen jenseits gesundheitlicher Kriterien zu verbieten.

Letztlich muss man sich entscheiden: Entweder orientiert sich die Reproduktionsmedizin an ethisch-gesellschaftlichen Wertvorstellungen und anerkennt, dass es so etwas wie Sitten, Kultur und Tradition gibt, die dem Wunsch nach persönlicher Entfaltung Grenzen setzen. Oder sie tut es nicht. Dann aber lassen sich kaum mehr Methoden verhindern, die die menschliche Fortpflanzung zum ungezügelten Geschäft machen und



© -wv-

Kulturreise Venedig

Auf Commissario Brunettis Spuren

Entdecken Sie die Lagunenstadt mit kriminalistischem Spürsinn. Aus der Perspektive von Commissario Brunetti, dem Helden aus Donna Leons weltberühmter Romanserie, sind Impressionen abseits der Touristenströme und kulinarische Köstlichkeiten garantiert.

Ob als Liebhaber der lokalen Küche oder auf spannender Verbrecherjagd durch verwinkelte Kanäle: Commissario Guido Brunetti ist für Krimifreunde ohne Zweifel der bekannteste Venezianer überhaupt.

Der Fall ist eröffnet! Sachdienliche Hinweise gibt es in den Geschichten der amerikanischen Bestsellerautorin mehr als genug. Die Schauplätze beschreibt Donna Leon so detailliert, dass sie mit Hilfe eines Stadtplanes erkundet werden können. Und die Restaurants, die sie erwähnt, sind allesamt Geheimtipps.

Auf unserer fünftägigen Leserreise haben Sie die Gelegenheit, die fiktive Welt zu einem realen Erlebnis zu machen.

Reiseprogramm (Auszug):

1. Tag — Anreise mit Swiss-Flug und erste Erkundungen in den malerischen Gassen.

2. Tag — Auf Brunettis Spuren lernen wir Venedigs historische Stadtteile («sestieri») kennen; wir besichtigen verschiedene Schauplätze aus der Krimireihe sowie bekannte und versteckte Sehenswürdigkeiten; exklusiver Besuch einer traditionellen Gondelwerkstatt.

3.Tag (fakultativ) — Schifffahrt zu den beiden Inseln Torcello und Burano; Aperitif in der angesehenen «Locanda Cipriani» und typisches Mittagessen.

4. Tag — Abstecher in Brunettis Lieblingsweinstube «Cantina Do Mori», zum lebhaften Fischmarkt sowie zum Wohnhaus des Comissario im Viertel San Polo; Rundgang in Cannaregio durch Europas ältestes Ghetto.

5. Tag — Rückreise nach Zürich.

Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter www.weltwoche.ch/platinclub.

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Reise «Brunettis Venedig»

19. bis 23. August 2018

Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich–Venedig–Zürich Flüge ab/bis Genf auf Anfrage
- 4 Übernachtungen mit Frühstücksbuffet im 4-Sterne-Hotel «Palace Bonvecchiati» im historischen Zentrum
- Abendessen in ausgesuchten Restaurants
- 3-Tages-Karte für Linienboote und Busse
- Qualifizierte, deutschsprachige Reiseleitung

Preis:

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 1780.– p. P. im DZ
Für Nichtabonnenten: Fr. 2880.– p. P. im DZ
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 570.–
Option: Ausflug «Torcello und Burano» in der Lagune, inkl. Eintritt, Aperitif und Mittagessen (Fr. 100.–)

Anmeldung:

Buchen Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.com

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, Locarno

www.weltwoche.ch/platinclub

Einsam in Europa

Rund um die Schweiz wird die Asylwende vollzogen. Nur Justizministerin Simonetta Sommaruga hält an ihrer Aufnahmedoktrin fest. Die illegale Migration ist eine soziale Zeitbombe. Der Druck, eine politische Lösung zu finden, steigt. *Von Peter Keller*

Der Sack ist zu. Seit der Ernennung von Matteo Salvini zum italienischen Innenminister vollziehen sämtliche Nachbarländer der Schweiz die Wende zu einer strikteren Asyl- und Migrationspolitik: ob Deutschland mit Seehofer (der Abweisungen an der Grenze fordert) oder Österreich mit Bundeskanzler Sebastian Kurz (der sich schon 2015 dem Kurs Merkmals widersetzte). In Frankreich hat der ehemalige Sozialist Gérard Collomb (71) sein gemütliches Bürgermeisteramt abgegeben, um mit Präsident Macron zusammenzuarbeiten. Als neuer Innenminister kämpft er, auch innerhalb des präsidentiellen Clans, vehement für mehr Ausweisungen. Zudem schickt die Polizei schon länger Migranten an der Grenze zurück nach Italien.

Die vergangenen Wahlen haben Italien politisch grundlegend umgepflegt. Zwei relativ junge Protestparteien bilden seit ein paar Wochen die Regierung. Innenminister Matteo Salvini, Vertreter der Lega, gibt den Takt an. Ein erster Vorgeschmack war die Weigerung, ein NGO-Schiff voll mit Asylmigranten in einen italienischen Hafen einlaufen zu lassen. Man kann sich schon ausmalen, mit welcher Miene Bundesrätin Simonetta Sommaruga ihren Amtskollegen beim nächsten Justizministertreffen begrüssen wird. Ein schmachtender Kuss wie für EU-Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker ist nicht zu erwarten. Es wird einsam in Europa für die Schweizer Vorsteherin des Justiz- und Polizeidepartements (EJPD).

Die Bevölkerungen unserer Nachbarländer haben verstanden, dass die von Technokraten in Brüssel ausgebrütete Migrationspolitik Europa in seinem Zusammenhalt gefährdet. Die Menschen reagierten demokratisch: Sie wählten die Vertreter der offenen Grenzen ab oder votierten, wie in Grossbritannien, sogar für einen Austritt aus der EU.

Das Signal an die Politik wäre eigentlich unmissverständlich: Stoppt die unkontrollierte Einwanderung. Obwohl sich im vergangenen Jahr, möglicherweise dank einer geheimen

italienischen Intervention in Libyen, die Mittelmeerroute beruhigt hat, sind sich alle Beobachter einig, dass dieser Rückgang nur von kurzer Dauer ist. Selbsternannte Hilfsorganisationen, die teilweise auch von der Schweiz finanziert werden, ermutigen Asylmigranten auf ihrer Reise nach Europa und sammeln diese, wie kürzlich mit der in die Schlagzeilen geratenen «Aquarius», an der Grenze des libyschen Küstenmeeres ein.

Perfekte Werbung für Asylmigranten

Ungeachtet des fundamentalen Umbruchs rund um die Schweiz setzt Simonetta Sommaruga ihre Politik der Aufnahmekultur fort – ohne dass ihre übrigen Bundesratskollegen zu intervenieren wagen. Statt abgelehnte Asylbewerber konsequent rückzuführen, statt Vereinbarungen mit den wichtigsten Herkunftsländern auszuhandeln, statt den Kantonen mehr Geld zu geben, um kriminelle Ausländer oder Asyltouristen loszuwerden, geht die Sozialdemokratin in die entgegengesetzte Richtung: Sie will Migranten möglichst hier behalten und verdreifacht dafür die «Integrationspauschale» von 6000 auf 18000 Franken pro Flüchtling mit Bleiberecht. Das Programm soll schon kurz nach der (zumeist illegalen) Einreise beginnen und ist eine perfekte Werbung für alle Asylmigranten, die nach Europa kommen wollen. Würde es einen Asyl-Trip-Advisor geben, die Schweiz bekäme fünf Sterne.

Damit nicht genug: In den topmodernen, extra gebauten Bundesasylzentren wird kostenloses Wi-Fi zur Verfügung gestellt. Anerkannte Flüchtlinge erhalten höhere Sozialhilfebeiträge als ein Schweizer Rentner, der ein Leben lang gearbeitet und seine Beiträge geleistet hat, AHV-Zahlungen. Die Mehrheit der abgelehnten Asylbewerber wiederum kann nicht in ihre Heimatländer zurückgebracht

werden: weil Dokumente fehlen, weil die Staaten nicht kooperieren und/oder weil die heimische «Anti-Abschiebe-Industrie» mit allen juristischen Mitteln dagegenwirkt.

Wer nicht geht, nicht abgeschoben werden kann, landet zumeist in der Kategorie «vorläufige Aufnahme» – eine juristische Konstruktion, die vor allem dazu dient, die wahren Verhältnisse zu vernebeln: Faktisch heisst «vorläufige Aufnahme», dass Migranten trotz negativem Asylentscheid in der Schweiz bleiben dürfen. Und zwar nicht «vorläufig», sondern für immer. Eine Auswertung für die Jahre 2000 bis 2010 hat ergeben, dass nur 2,2 Prozent der «vorläufig Aufgenommenen» diesen Status wieder entzogen wurde. So wird der Rechtsstaat zur Farce. Man stelle sich vor, nur 2,2 Prozent der Parkbussen würden auch tatsächlich eingezogen. Gemäss jüngster Asylstatistik (Ende Mai 2018) gehören 43 591 von total 64 208 sich im schweizerischen Asylprozess befindenden Personen zur Kategorie «vorläufig aufgenommen», also zwei von drei Asylsuchenden.

Die von Bundesrätin Sommaruga vorgestellte Integrationsagenda sieht vor, dass das Arbeitsmarktpotenzial von allen Flüchtlingen und vorläufig Aufgenommenen abgeklärt werden soll. Jeder Flüchtling oder vorläufig Aufgenommene bekommt dafür einen privaten Coach zugewiesen. Von solchen Massnahmen können arbeitslose Schweizerinnen und Schweizer ab fünfzig nur träumen, die es besonders schwer haben, eine neue Stelle zu finden. Sie müssen selber schauen – im Gegensatz zu Asylmigranten, die mit Hilfe von Schleusern und NGOs illegal in die Schweiz kommen. So was nennt man dann wohl «Inländervorrang light».

Schweiz fliegt Flüchtlinge ein

Die sozialdemokratische Justizministerin schafft nicht nur die Voraussetzungen, um möglichst viele Asylsuchende in die Schweiz zu locken – Sommaruga geht noch selber auf die Suche. Da die Zahl der Asylbewerber letztes Jahr auf rund 20000 zurückging, musste für die auf 40000 Anträge ausgerichtete Armada von Bundesbeamten anderweitig Nachschub besorgt werden. Das EJPD hat deshalb nicht nur aus dem Libanon, aus Libyen und Niger (!) Flüchtlinge einfliegen lassen, sondern auch rund 1500 Personen aus Italien und Griechenland übernommen, im Rahmen des sogenannten Umverteilungsprogramms der EU. Viele europäische Länder, darunter auch Deutschland, sind ihren Versprechungen nicht nachgekommen. Die Schweiz Sommarugas hingegen erfüllte ihre Quoten muster-



Italiens Innenminister Salvini.

Das Signal an die Politik ist eigentlich unmissverständlich.



Verdreifachung der «Integrationspauschale»: Justizministerin Sommaruga am 22. Mai auf der griechischen Insel Lesbos.

schülerinnenhaft, obwohl das Programm für Nicht-EU-Mitglieder gar nicht verpflichtend war.

Welcher Nationalität waren die aus Griechenland und Italien geholten Migranten? Die bisher registrierten 1425 Personen stammen aus Eritrea (845), Syrien (514), dem Irak (36), dem Sudan (6) und der Zentralafrikanischen Republik (4). Wenn wir wissen, dass rund 90 Prozent der Eritreer in der Schweiz auf Sozialleistungen angewiesen sind, kann man verstehen, warum Sommaruga die Integrationspauschale verdreifacht hat. Allerdings wird auch diese Summe nicht ausreichen.

In Deutschland droht die Regierungskoalition an der Migrationsfrage zu zerbrechen. Kanzlerin Merkel ist geschwächt wie nie, gleichwohl hält sie stur an ihrer Illusion einer europäischen Lösung fest. Der von ihr einberufene Asylgipfel, der schnell zum Mini-Gipfel schrumpfte, zeigte deutlich: Angela Merkel ist zunehmend isoliert, in Europa, aber auch innenpolitisch. Die Vertreter der Visegrád-Staaten Polen, Slowakei, Tschechien und Ungarn boykottierten die Zusammenkunft. Andere Regierungschefs machten schon im Vorlauf ihre abweichenden Positionen deutlich: Der österreichische Kanzler Sebastian Kurz will die Überwachung der

EU-Aussengrenzen verstärken. Zudem sollen Flüchtlinge ausserhalb der Europäischen Union die Bearbeitung ihrer Asylanträge abwarten.

Italiens Ministerpräsident Giuseppe Conte machte seinerseits klar, dass er ohne eine Änderung der Dublin-Regelung keine Asylmigranten aus Deutschland mehr zurücknimmt, obwohl diese über Italien in den Norden reisten und er gemäss Abkommen dazu verpflichtet wäre. Applaus bekommt Merkel nur noch vom griechischen Linksaussenpolitiker Alexis Tsipras – aus nachvollziehbaren Gründen: «Mutti Merkel» garantiert, dass der Asyltourismus weiter Richtung Deutschland strömt und damit weg aus Griechenland.

Was ist zu erwarten?

Man muss nicht viel Fantasie haben, um sich auszudenken, was in den nächsten Monaten geschehen könnte. Wenn sich Seehofer in Deutschland durchsetzt und Rom seine Migrationspolitik so verschärft wie von Innenminister Salvini angekündigt, dann wird die Schweiz dazwischen zum letzten Asylresort Westeuropas. In Italien leben Hunderttausende ohne irgendeine Form des Aufenthaltsrechts. Der geringste Teil dieser Illegalen wird

von sich aus nach Afrika oder wohin auch immer zurückkehren. Zudem ist es unwahrscheinlich, dass unter der neuen Führung die Asylmigranten so anstandslos aus der Schweiz zurückgenommen werden wie bei der Vorgängerregierung.

Ebenso unwahrscheinlich ist, dass Bundesrätin Sommaruga von ihrer Aufnahmedoktrin abweicht. Ob aus Überzeugung oder aus innerparteilichem Druck oder wegen beidem, ist schwer abzuschätzen. Dafür ist die stets hyperkontrolliert wirkende Justizministerin zu undurchschaubar. Sie wird jedenfalls die Vorgänge in Zürich genau beobachtet haben, als namhafte Teile der SP ihren Regierungsrat Mario Fehr nicht mehr nominieren wollten wegen seines angeblich zu harten, zu unmenschlichen Vollzugs der Asylgesetzgebung.

Unabhängig davon, ob die Migrationsströme mittelfristig wieder anschwellen – die illegale Zuwanderung ist eine soziale Zeitbombe. Für die Schweiz wäre es fatal, wenn rundherum die Asylwende vollzogen und unser Land zur letzten Bleibedestination würde. Nächstes Jahr sind in der Schweiz Parlamentswahlen, anschliessend wird auch der Bundesrat neu bestellt. Spätestens dann muss Sommaruga mindestens das Departement wechseln. ○

Europas Töchter stehen auf

Eine neue Frauenbewegung wendet sich gegen den Zustrom von überwiegend männlichen Migranten, denen die westlichen Werte fremd sind. Es werde Zeit, über die importierte Kriminalität zu sprechen, die täglich neue Opfer fordert. *Von Katerina Janouch*

Mit fast tonloser Stimme und ausdruckslosem Gesicht sprechen die jungen Frauen in die Kamera: «Mein Name ist Mia. Mein Name ist Maria. Mein Name ist Ebba. Ich wurde in Kandel erstochen. Ich wurde in Malmö vergewaltigt. Ich wurde in Rotherham missbraucht. Ich wurde in Stockholm überfahren. Es dauerte stundenlang. Niemand kam mir zu Hilfe. Ich bin irgendeine Frau. Ich bin Mia, Maria und Ebba. Sie könnten ich sein. Und ich könnte sie sein. Die Täter lauern überall, wenn wir im Park joggen gehen, wenn wir abends von der Arbeit nach Hause kommen, wenn wir an der Bushaltestelle warten. Wir sind nicht sicher, weil ihr uns nicht schützt, weil ihr euch weigert, unsere Grenzen zu sichern, weil ihr euch weigert, zu kontrollieren, wer hereinkommt, weil ihr euch weigert, Straftäter abzuschieben. Weil ihr lieber jede Kritik an euch zensiert, als uns ernst zu nehmen. Weil ihr uns lieber sterben lasst, als eure Fehler einzuräumen.»

Sie bezeichnen sich als «Töchter Europas» und fangen an, ihre Stimme zu erheben. Überall in Europa entstehen locker organisierte Bewegungen, die gegen die Einwanderungspolitik der EU protestieren. Im Februar kam in Deutschland eine neue Frauenbewegung unter #120dB auf, die sich gegen den massiven Zustrom überwiegend männlicher Migranten wendet, denen die westlichen Werte fremd sind. Eine andere Protestbewegung namens Shield of Europe, in der sich Menschen aus Tschechien, der Slowakei, Deutschland, Österreich, Serbien und Bulgarien zusammenfinden, wendet sich gegen Flüchtlingsabkommen und Globalisierung.

Schändlicher roter Faden

Die Mainstream-Medien sind bemüht, die steigende Zahl von Sexualverbrechen, die von Migranten verübt werden, unter den Teppich zu kehren, aber dank alternativen Informationskanälen werden die Details bekannt. Es begann mit den Übergriffen in der Kölner Silvesternacht 2015/16 und bei den Musikfestivals in Schweden 2016, als viele junge Frauen von meist afghanischen Asylbewerbern sexuell missbraucht wurden. In diesem Jahr wurde der Fall des britischen Aktivisten Tommy Robinson publik, der Ende Mai in Leeds verhaftet wurde, als er vom Prozess gegen Banden muslimischer Sexualstraftäter in Grossbritannien berichten wollte.

Die skandalösen Übergriffe, Vergewaltigungen und Morde, die an jungen Frauen verübt werden, ziehen sich wie ein schändli-



Erniedrigung von Mädchen und Frauen: Aktivistin Leyla Bilge am «Frauenmarsch» in Berlin.

cher roter Faden durch die westeuropäischen Länder und verweisen auf ein schwieriges,

«Ihr predigt Feminismus und Frauenrechte. Dabei seid ihr die wahren Frauenfeinde.»

nach wie vor ungelöstes Problem der modernen Gesellschaften, in denen der Multikulturalismus auf Kosten schutzloser Kinder und Frauen hochgehalten wird.

Die #120dB-Kampagne ist auch eine Reaktion darauf, wie unsere «modernen» und (nach eigenem Verständnis) «feministischen» Gesellschaften mit der Tatsache umgehen, dass

die Zahl der Sexualverbrechen und Morde mit der steigenden Zahl von Migranten aus Afrika und dem Nahen und Mittleren Osten korreliert. Afghanistan ist eines der Herkunftsländer, das bei Vergewaltigungen und Gruppenvergewaltigungen überrepräsentiert ist (in Schweden gehen Gruppenvergewaltigungen zu hundert Prozent auf das Konto von afghanischen Asylbewerbern). Aber die Medien, in dem Bemühen, die Kriminellen zu schützen, sind nicht bereit, Angaben zur Person und zur ethnischen Zugehörigkeit der Täter zu machen und deutlich zu sagen, was hinter der Zunahme an brutalen Sexualstraftaten in den letzten zwei Jahren steht: die Masseneinwanderung aus nichteuropäischen Ländern,

in denen ein völlig anderes Frauenbild herrscht als im Westen.

Eine der prominenten Stimmen der neuen Frauenbewegung ist Leyla Bilge, die Organisatorin des «Frauenmarsches» in Berlin, eine kurdischstämmige AfD-Aktivistin, die von Linken natürlich als rassistisch und rechtsextrem bezeichnet wird. Aber sie hat erfolgreich mehrere Protestkundgebungen organisiert, unter anderem gegen das Erstarken von Parallelgesellschaften, in denen die Scharia gilt – ein wachsendes Problem in den westlichen Ländern, die viele Muslime aufgenommen haben.

«Vergewaltigungs-Dschihad»

Die grosse Zahl von überwiegend männlichen Flüchtlingen in Deutschland, Frankreich, Österreich, Schweden und Grossbritannien hat nicht nur zu neuer sexueller Gewalt geführt, sondern auch zu einer wachsenden Zahl von anderen Straftaten wie etwa Einbrüchen, Banden- und Drogenkriminalität. Manche Beobachter sprechen schon von einem «Vergewaltigungs-Dschihad», dessen Ziel die Erniedrigung von Mädchen und Frauen ist. Dieser Kampf richtet sich gegen die Werte des Westens, gegen Demokratie und Frauenrechte.

Das Ergebnis unkontrollierter Migration schlägt sich in Blut, Leid und brutaler Gewalt nieder, deren Opfer Kinder, Teenager, Mütter und sogar alte Frauen sind. Niemand kann sich sicher fühlen, und niemand weiss, wann das nächste Verbrechen verübt wird.

Die neuen Bewegungen wollen dieses Problem nicht länger verschweigen und beschönigen, im Gegenteil, immer mehr Frauen wollen offen darüber reden, welche Konsequenzen die Anwesenheit Tausender junger Migranten mit oft ungeklärter Identität hat. Es wird Zeit, über die importierte Kriminalität zu sprechen, die uns zwingt, unsere Lebensform zu ändern, und täglich neue Opfer fordert. Der Name der Widerstandsbewegung, die im Frühjahr 2018 gegründet wurde, bezieht sich, wie es auf ihrer Website heisst, auf die Lautstärke eines handelsüblichen Taschenalarms, den viele Frauen inzwischen bei sich tragen, um sich vor Angreifern zu schützen. Traurig genug, dass Frauen gezwungen sind, ihre Lebensweise zu ändern.

Die Stimme im #120dB-Video fährt fort: «Ihr habt uns preisgegeben. Ihr habt uns geopfert. Ihr predigt Feminismus und Frauenrechte. Dabei seid ihr die wahren Frauenfeinde. Wir sind die Erinnerung an die Opfer. Wir sind euer schlechtes Gewissen, und wir suchen euch heim.»

Diese Protestbewegungen könnten Druck auf die Politiker ausüben, denen wir die verantwortungslose Migrationspolitik verdanken. Frauen sind nicht mehr bereit, schweigend zuzusehen. Immer lauter werden ihre Stimmen, vielleicht noch lauter als 120 Dezibel.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Zuwanderung

Spanien merket

Unter Pedro Sánchez droht der Migranten-Frontstaat zur weichen Flanke Europas zu werden. Auf die «Aquarius» folgt nun aber die erste Kurskorrektur. Von Leo Wieland

Spanien schlingert mit beträchtlichen Risiken für das Land und seine europäischen Nachbarn. Der Sturz der konservativen Regierung des Ministerpräsidenten Mariano Rajoy brachte die Kehrtwende. Mit Hilfe der Podemos-Kommunisten und der regionalen Separatisten gelangte der Sozialist Pedro Sánchez ins Amt. Er kann mit seiner sozialistischen Minderheitsregierung, die über nur 84 von 350 Stimmen im Parlament verfügt, keine grossen Sprünge machen. Deshalb hat er sich als Belohnung für seine Verbündeten eine hohle, aber von links mit Beifall trachtige Strategie der gefälligen Gesten ausgedacht.

Diese reicht von der Migration bis zur Entfernung der Gebeine des verstorbenen Diktators Franco aus seinem Mausoleum. Das Sánchez-Feuwerk begann mit der «Aquarius». Jenes Schiff einer privaten Hilfsorganisation, das vor der libyschen Küste 629 von geschäftstüchtigen Menschenhändlern in Schlauchbooten ausgesetzte Wirtschaftsflüchtlinge aus Afrika aufnahm, erhielt in Italien und Malta keine Anlauf-erlaubnis. Die erteilte demonstrativ der mehr als tausend Seemeilen entfernte Sánchez. Der «humanitäre Akt» war freilich vor allem spanische Innenpolitik und Auftakt zu einem langen Wahlkampf, der die Sozialisten aus dem Jammertal führen soll.

Verstummt Nationalisten

Unter inzwischen abschwelldem heimschem Applaus – beim nächsten Geisterschiff «Life-line» winkte er ab – liess Sánchez noch ein paar Ankündigungen folgen. Sie betrafen den Abbau des Stacheldrahts um die mit bereits Migranten überfüllten Enklaven Ceuta und Melilla und die Ausgabe kostenloser Gesundheitskarten an alle Illegalen. Diese hatte sein sozialistischer Vorgänger, José Luis Rodríguez Zapatero, der einmal «Papiere für alle» verteilen wollte, im Zuge der Wirtschaftskrise gestrichen.

Das Panorama hat sich verdüstert. Während ein Gutteil der «Aquarius»-Passagiere sich nach Empfang ihrer Gratis-Handys sogleich nach Frankreich oder anderswohin absetzte, landen täglich neue Boote an den Küsten Andalusiens und der Kanaren. Rund 16 000 Migranten sind es bislang in diesem Jahr, mehr als in Italien und Libyen ankamen. Für die Besucher aus dem Maghreb und Ländern südlich der Sahara gibt es nun aber in Spanien schon keine vergleichbaren Inszenierungen von Willkommenskultur mehr wie in Valencia, wo sich Tausende von Helfern und Journalisten eingefunden hatten.



Steile Lernkurve: Ministerpräsident Sánchez.

Und niemand erklärt mehr die Badestrände vis-à-vis von Tänger zum offenen «Zufluchtsort» wie der offenbar für die weitere Verunsicherung der europäischen Aussengrenzen zuständige Ministerpräsident der Provinz Valencia, Ximo Puig. Sogar die xenophoben baskischen Nationalisten und katalanische Unabhängigkeitsbefürworter, die den «Aquarius»-Migranten, schon nur weil sie kein Spanisch sprachen, grosszügig Asyl anboten, sind fast verstummt. Einzig die von der Hausbesetzerin zur Bürgermeisterin avancierte Ada Colau offerierte Barcelona als «sicheren Hafen» – vergeblich.

Die Furcht vor dem «Lawineneffekt» konkurriert jetzt mit dem politischen Opportunismus der ersten Sánchez-Tage. Denn der Sommer mit seinen windstillen Tagen an der Strasse von Gibraltar hat kaum begonnen. Von Afrika aus kann man den «Affenfelsen» von blossen Auge erkennen. Die Schlepper, die für eine nächtliche Überfahrt in einem Rennboot bis zu 5000 Euro pro Kopf verlangen, nehmen ausschliesslich Kurs auf Spanien. Gibraltar verweigert den Einlass, und im nahen Portugal gibt es kein Geld.

Rajoy hatte Zapateros Migrationsflut mit einer geschickten Mischung aus Diplomatie und Wirtschaftshilfe eingedämmt. Schlüsselfigur war dabei Marokkos König Mohammed VI. Im Gegenzug für günstige Fischereiabkommen und Akzeptanz der besetzten Westsahara schützte «M6» tatkräftig Grenzen, die er eigentlich gar nicht anerkennt. Auch andere Anrainerländer bekamen Stützgelder, Waffen und Polizeiausbilder, um den Exodus der «cayucos» zu stoppen. Nun ist der Monarch verstimmt, weil Sánchez ihn nicht als ersten Nachbarn besucht hat. Und schon schlüpfen die Mafias wieder durch die Maschen. In einem wegen der Migration gespaltenen Europa steckt «Pedro Merkel» nun zusammen mit seinem störrischen Vorbild am Anfang einer steilen Lernkurve. ○



Dirigistische Ausrichtung: Medienministerin Leuthard, am 21. Juni in Bern.

Und noch mehr Steuergelder

Aus ökonomischer Sicht gibt es keinen Grund, die Medien zu subventionieren. Dennoch möchte die Politik sie staatlich fördern. Sie will mehr Kontrolle über die Verlagshäuser. Die wehren sich nicht. Von Kurt W. Zimmermann

Beginnen wir mit dem Vorurteil gegenüber der Medienbranche in der Schweiz. Das Vorurteil lautet: Der Medienbranche in diesem Land geht es schlecht.

Das Vorurteil ist falsch. Und damit sind wir beim Problem.

Das Problem besteht darin, dass die Politiker – von der Linken bis weit ins sozialliberale Lager hinein – liebend gern eine stärkere staatliche Medienförderung aufziehen möchten. Sie könnten damit mehr staatliche Kontrolle über die privaten Verlagshäuser gewinnen.

Doch blöderweise verdient die Medienbranche immer noch gutes Geld. Wie also, so das Problem der Politik, kann man einen Industriezweig staatlich beglücken, der keine Finanzhilfe braucht?

Kurz dazu die Zahlen aus dem letzten Jahr. Marktleader Ringier machte bei einem Umsatz von einer Milliarde Franken im operativen Geschäft einen Gewinn von 110 Millionen. Der Gewinn von Tamedia, mit nahezu demselben Umsatz, lag bei 245 Millionen. Die Nummer drei im Markt ist CH Media, das neue Fusionsunternehmen aus NZZ-Regionalmedien und AZ Medien. Es machte 50 Millionen vorwärts.

Auch mittelgrosse und kleinere Verlagshäuser schrieben 2017 teils ansehnliche Gewin-

ne, wie etwa die Basler Zeitung Medien, Axel Springer Schweiz, die Zürcher Oberland Medien in Wetzikon, die Rheintal Medien in Berneck, Somedia in Chur und Meier in Schaffhausen.

Vor diesem Hintergrund ist es nicht ganz leicht, überzeugende Argumente für zusätzliche staatliche Eingriffe in den freien Medienmarkt zu finden.

Letzte Woche veröffentlichte der Bundesrat sein neues Gesetz über elektronische Medien. Die Vorlage stammt aus dem Departement von Doris Leuthard. Sie ist, wie so vieles, was von Leuthard kommt, dirigistisch ausgerichtet, indem der Zentralstaat private Industriezweige und private Märkte regulieren soll. Auch Leuthards missratene Energiestrategie ist ein Beispiel für diese Denkungsart.

«Stärkung der Demokratie»

Das neue Mediengesetz enthält zwei Schwerpunkte, einer davon nachvollziehbar, einer davon unsinnig. Nachvollziehbar ist, dass die Position der SRG als zwangsfinanziertes und grösstes Schweizer Medienhaus unangetastet bleibt. Das ist legitim, nachdem die SRG in der Abstimmung zu «No Billag» einen triumphalen Sieg eingefahren hat.

Unsinnig hingegen ist die Idee, gemäss der der

Staat künftig publizistische Online-Angebote subventionieren will. Finanziell besonders fördern will man jene Anbieter, die wenig traditionellen Text und dafür viel Video und Audio auf ihre Website laden. Geld bekommen dann jene digitalen Redaktionen, die einen «besonderen Beitrag zur demokratischen Meinungs- und Willensbildung leisten». Geld bekommen also praktisch alle, denn wer leistet das nicht?

Warum in aller Welt, so muss man sich fragen, will der Staat auf einmal Online-Redaktionen in Zürich, Luzern, Basel, Oberrigold und Niederbipp finanzieren?

Die Antwort ist einfach. Seit je versuchen Schweizer Politiker, sich einen grösseren Ein-

Die Politiker, besonders von SP, Grünen und CVP, setzen auf einen naheliegenden Trick.

fluss auf die heimische Medienbranche zu verschaffen. Im Politikerjargon nennt man eine solche Umarmungsstrategie dann «Stärkung der Demokratie».

Nun, so denkt man sich, könnte sich die Medienbranche ja leicht gegen die staatliche Vereinnahmung wehren, indem sie die angebote-

nen Hilfsgelder zurückweist. Sie könnte es sich leisten, weil sie nicht in akuter Geldnot steckt.

Doch leider sind Schweizer Verleger nicht gerade von hoher moralischer Standfestigkeit. Sie machen gern die hohle Hand. Die Politiker sind nicht dumm und wissen das. Sie setzen also dort an, wo die Medienhäuser im Alltagsgeschäft Schwierigkeiten haben und darum der Verlockung staatlicher Gelder erliegen. Ein solcher Problemfall der Medienbranche ist der Online-Markt.

Nur zwei digitale Informationsangebote verdienen hierzulande richtig Geld, der Marktführer *20 Minuten* online und die Nummer zwei, *Blick* online. Alle anderen kommen nur stotternd voran, vor allem lokale und regionale Internetangebote verdienen kein Geld.

Die Politiker, besonders von SP, Grünen und CVP, setzen darum auf einen naheliegenden Trick. Man hält den Medienanbietern eine Online-Karotte vor die Nase und hofft, dass sie zubeissen.

Wenn sie zubeissen, bekommen sie Geld. Und gleichzeitig bekommen sie natürlich eine staatliche Aufsichts- und Kontrollbehörde.

Diese Methode hat schon einmal funktioniert. Auch die regionalen TV- und Radiosender der privaten Medienunternehmen verdienen kein Geld. Der Bundesrat lockte sie mit permanent erhöhten Subventionsgeldern, die er aus dem Gebührentopf der SRG abzweigte. Die privaten Medienhäuser bissen dann noch so gern in die Rundfunk-Karotte vor ihrer Nase.

67,5 Millionen Franken flossen zuletzt als Subventionen an die privaten TV- und Radiostationen des Landes, die vielfach im Besitz der grösseren Verlage sind. Die Samedia in Chur etwa bekommt pro Jahr 6,7 Millionen Franken, die NZZ-Gruppe 5,9 Millionen, und die AZ Medien erhalten 5,8 Millionen vom Bundesrat. Das sind ziemlich substanzielle Summen.

Im Gegenzug handelten sich die privaten TV- und Radiostationen eine feinmaschige behördliche Überwachung ein. Das Bundesamt für Kommunikation überprüft sie regelmässig nach einem detaillierten Fragenkatalog. Darin steht beispielsweise: «Sind inhaltliche und formale Qualitätsstandards formuliert? Finden sie in der journalistischen Praxis Anwendung? Welche Mechanismen und Strukturen zur Vorbeugung von redaktionellen Fehlleistungen bestehen?»

«Redaktionelle Fehlleistungen» sind in den Augen der Politiker natürlich primär journalistische Inhalte, in denen ihre politische Position und ihre Person zu wenig prominent und zu wenig gewichtig dargestellt sind. Dagegen soll der Zentralstaat helfen.

Die Methode funktioniert. Die regionalen TV- und Radiosender sind in der politischen Debatte kein ernsthafter Faktor. Sie sind ruhiggestellt, wie gewünscht.

Es gibt in den letzten Jahren kaum Fälle von

Kontroversen zwischen Politik und Medien, in denen private Radio- und Fernsehstationen eine tragende Rolle gespielt haben. Wenn es kracht zwischen Politikern und Journalisten, sind es die nichtsubventionierten Zeitungen wie *Tages-Anzeiger*, *Basler Zeitung* oder *St. Galler Tagblatt*, die in ihrer Region mit kritischem Journalismus aufwarten. Die subventionierten Radio- und TV-Sender hingegen sind domestiziert, sogar mehr noch als die SRG.

Nahe an polizeistaatlichen Philosophien

Die bisherigen 67,5 Millionen Franken an direkten Subventionen für die privaten Medienhäuser steigen ab nächstem Jahr auf 81 Millionen. Damit ist genug Geld vorhanden, neben Radio und Fernsehen auch die Online-Medien zu subventionieren und sie dadurch ebenfalls näher zur Brust zu nehmen.

Im neuen Mediengesetz legt der Bundesrat dazu eine verschärfte Medienaufsicht vor, die schon bemerkenswert nahe an polizeistaat-

Man kann sich jetzt schon vorstellen, wer in der Kontrollbehörde Einsitz nehmen wird.

liche Philosophien heranrückt. Er schafft ein neues Gremium, das eine Machtfülle bekommt, wie es sie in der Schweizer Medienpolitik noch nie gab.

Das Monstergremium, das neu vom Bundesrat ernannt wird, heisst Kommission für elektronische Medien (Komem). Es soll in Zukunft die 81 Millionen an Fördergeldern verteilen und gleichzeitig das Wohlverhalten der Empfänger sicherstellen. Lapidar heisst es im Mediengesetz: «Die Komem legt die zeitlichen und inhaltlichen Aspekte der Berichterstattung fest.» Verteilt werden die Gelder dann von der Komem «aufgrund folgender Kriterien: Inhalt, Umfang und Qualität des publizistischen Angebots».

Man kann sich jetzt schon vorstellen, wer in der Kontrollbehörde Einsitz nehmen wird. Es werden Publizistikprofessoren wie Otfried Jarren aus Zürich und Manuel Puppis aus Freiburg sein, die bei jeder Gelegenheit nach mehr Staat in den Medien rufen. Es werden Politiker wie SP-Nationalrätin Jacqueline Badran und Grünen-Präsidentin Regula Rytz sein, die bei jeder Gelegenheit den «langsamen Tod» (Badran) der Printmedien beschwören und, im Chor mit den Wissenschaftlern, staatliche Bemutterung nicht nur für Radio, TV und Online, sondern gleich auch noch für gedruckte Zeitungen fordern.

Das neue Mediengesetz, das nun in die Vernehmlassung geht, ist ein hübsches Beispiel für die zunehmende Verfilzung von Staat und Medienindustrie. Was 1993 mit Subventionen von 5,5 Millionen Franken für eine Handvoll Radiostationen begann, hat sich inzwischen

zu einer 81 Millionen schweren Subventionsindustrie für private Fernseh-, Radio- und demnächst wohl Online-Angebote ausgewachsen. Dazu kommen staatliche Zuschüsse zur Verbilligung der Zeitungs-Posttaxen sowie ein generell reduzierter Mehrwertsteuersatz von 2,5 Prozent für die Medienindustrie. Insgesamt subventioniert der Bund die Medien mit deutlich mehr als 200 Millionen Franken pro Jahr.

Auch Leuthards neues Mediengesetz war für die Branchenorganisation des Verbands der Schweizer Medien kein Anlass, um über die Nähe von Politik und Journalismus nachzudenken. Auch über die seltsame Online-Förderung verlor man keine unnötigen Worte. Man forderte stattdessen zusätzliche Gelder für den Vertrieb der Zeitungen. Wenn schon Subventionen, dann bitte noch mehr.

Die Verandelung von Politik und Medien ist schon so weit fortgeschritten, dass sie im Alltag oft gar nicht mehr auffällt. Zum Schluss illustriert dies ein hübsches Beispiel aus der *Schweizer Illustrierten* von letzter Woche.

«Wandern Sie mit Alain Berset! Das gab's noch nie: Eine 1.-August-Volkswanderung mit dem Bundespräsidenten!», titelte die Zeitschrift mit vielen Ausrufezeichen. 120 Leser dürfen am 1. August mit Berset auf eine dreieinhalbstündige Wanderung durch die Freiburger Alpen. Darüber gibt es dann eine grosse Reportage im Blatt.

Das spricht für die Verlagsspezialisten von Ringier. Es ist eine Abo-Aktion, wie man sie noch nicht gesehen hat.

Für Berset spricht es weniger. Der Bundespräsident als williger Marketing-Mitarbeiter eines Grossverlags. Es sagt einiges über das Verhältnis von Politik und Medien in diesem Land. ○

The advertisement for Radio Tell features a scenic mountain landscape with green hills and a blue sky. At the top, the logo 'Radio Tell' is written in a red, stylized font, with a red apple icon replacing the letter 'o' in 'Tell'. Below the logo, the text 'HEIMATKLANG DER SCHWEIZ' is written in a smaller, white font. In the center, there are three white boxes with red text: '100% Schweizer Volksmusik,', 'über Internet, Kabel,', and 'Satellit, Swisscom TV und DAB+'. At the bottom, the website 'www.radiotell.ch' is written in white text on a red background.

Das Chamäleon

Die Raiffeisen-Führung will auf die Finanzaufsicht Finma hören, um Führungsprobleme zu beseitigen. Doch die Probleme der Behörde sind fast noch grösser.

Von Beat Gygi

Die eidgenössische Finanzaufsicht Finma dient der Raiffeisen-Führung zurzeit als Respektsbehörde und offizieller Oberexperte beim Umgang mit der Affäre um den früheren CEO Pierin Vincenz. Dieser Tage gab die Konzernzentrale bekannt, sie wolle den Kadern ihrer 255 regionalen Genossenschaftsbanken den kürzlich fertiggestellten, aber nicht öffentlich gemachten Untersuchungsbericht der Finma vertraulich zugänglich machen. Hunderte von Raiffeisen-Leuten werden via hoheitliches Dokument also zu einer Gruppe von Geheimnisträgern verschmolzen. Die lokalen Chefs der drittgrössten Bank der Schweiz sind begierig auf Informationen über das, was sich an der Spitze ihres Konzerns mit CEO Pierin Vincenz und andern Beteiligten zugetragen haben könnte. Eine Zusammenfassung des Berichts, ein Appetitanreger, war Mitte Juni, einen Tag vor der Raiffeisen-Delegiertenversammlung, veröffentlicht worden.

Gerafft lautet der Befund des Berichts: viele Interessenkonflikte – ungenügende Kontrollen – ungenügendes Risikomanagement bei Kreditvergaben – mangelnde Kontrolle der Ausgaben des ehemaligen CEO – schwere Mängel in der Corporate Governance. Für die heutige Raiffeisen-Spitze mit Interims-Verwaltungsratspräsident Pascal Gantenbein und CEO Patrik Gisel ergibt das ein reichhaltiges Argumentarium gegen den früheren CEO Vincenz und die Verwaltungsräte, die lange Zeit im Führungsgremium waren und es geduldet haben, dass sich Disziplinlosigkeit in der Führung einnistete.

Niederlage der Finma vor Gericht

Aber ist die Finma tatsächlich eine derartige Respekts-Autorität mit unbestechlicher Urteilskraft und unbeirrbarer Orientierung? Verbreitet ist ja die Kritik, das meiste sei grossenteils vor Jahren schon bei Raiffeisen beobachtbar gewesen, selbst von Aussenstehenden, die sich etwa über die Paarbeziehung zwischen CEO Vincenz und der Rechtschefin der Bank wunderten. Lange Zeit prägte eben ein Sympathiebonus für die bodenständige Bank die Stimmung in Öffentlichkeit und Bundesverwaltung. Schärfer zeigt sich die Finma mit ihrem Chef Mark Branson bei anderen Banken,

die sich über deren willkürliche Anweisungen zum Umgang mit Risiken, Kunden oder Verhalten der Manager ärgern und die finden, dass die Aufsicht oft voreilig vermeintliche Missetäter ins Visier nehme und Geschäfte verhindere.

Gerade jetzt hat die Finma vor Gericht eine Niederlage erlitten, die dem Vertrauen in die Behörde schadet. Das Bundesverwaltungsgericht hat in einer Serie von Urteilen die Finma zurückgepiffen und von ihr ausgesprochene



Unbeirrbar Orientierung? Finma-Chef Branson.

befristete Berufsverbote gegen Bankmanager aufgehoben. Gemeinsam ist diesen Fällen, dass die Finanzaufsicht ein Enforcement-Verfahren gegen eine Bank durchgeführt hat – ein Einschreiten zum Stoppen bestimmter Geschäfte oder Korrigieren von Verhaltensweisen – und aufgrund dieser Verfügung gegen das Institut dann direkt ein Berufsverbot gegen einzelne beteiligte Mitarbeiter aussprach. Konkret: Die Finma ordnete bei der Bank – es war die UBS – wegen schweren Verstosses gegen die Anforderungen der Gewähr für eine einwandfreie Geschäftstätigkeit im Devisenhandel korrigierende Massnahmen an, erliess Auflagen und zog 134 Millionen Franken ein. Und praktisch im gleichen Schwung zog die Behörde Verfahren gegen involvierte Mitar-

beiter durch und sprach gegen diese im Dezember 2015 befristete Berufsverbote aus.

Die Betroffenen wehrten sich durch Beschwerden beim Bundesverwaltungsgericht und verlangten die Aufhebung des Berufsverbots, was nun eben geschehen ist. Das Bundesverwaltungsgericht wirft der Finma eine unzulässige Abkürzung vor, wenn diese ein Enforcement-Verfahren gegen die Bank so gleich verwende, um dann auch gegen einzelne Mitarbeiter – also natürliche Personen – vorzugehen. So einfach könne es sich die Finma nicht machen, nein, in den Verfahren gegen die natürlichen Personen sei eine sorgfältigere Aufarbeitung der Beweislage nötig. Anders ausgedrückt, lautet die Zurechtweisung durch die Richter: Die Finanzaufsicht habe sich aufgeführt wie ein Sheriff, der seinen Colt zu rasch zieht und den Finger zu locker am Abzug hat.

Ganz überraschend sind die jüngsten Urteile des Bundesverwaltungsgerichts allerdings nicht, denn der Befreiungsschlag erfolgte schon 2016. Das kam so: Im August 2013 hatte die Finma in einem Enforcement-Verfahren weitgehende Massnahmen gegen die Bank Frey verfügt, und zwar mit Blick auf ihre grenzüberschreitenden Geschäfte mit US-Kunden, die nach 2008 zum Teil von der in Not geratenen UBS und anderen Banken zur Bank Frey gelangt waren. Die Finma-Verfügung gegen die Bank wurde damals nicht angefochten, das Institut stellte seine Geschäftstätigkeit bald ein. Im September 2013 aber kam der Angriff auf die Person, als die

Finma ein Enforcement-Verfahren gegen Gregor Bienz eröffnete, der von 2008 bis 2012 CEO der Bank Frey gewesen war. Im Juni 2014 sprach die Finma ein zweijähriges Berufsverbot gegen Bienz aus mit dem Vorwurf, dieser habe über Jahre zielstrebig ein sorgfaltswidriges Geschäftsmodell umgesetzt.

Bienz wehrte sich und reichte im September 2014 beim Bundesverwaltungsgericht Beschwerde ein. Er verlangte die Aufhebung des Berufsverbots und bestritt den Vorwurf, die Bank habe unter seiner Führung aufsichtsrechtliche Bestimmungen schwer verletzt; vielmehr habe man bereits 2009 risikomindernde Massnahmen einzuführen begonnen. Die Gewähr für eine einwandfreie Geschäftsführung sei jederzeit gegeben gewesen und

die Finma selber, der alle Fakten bekannt gewesen seien, habe im August und September 2011 keine Anzeichen für eine Pflichtverletzung erkennen können. Das Bundesverwaltungsgericht sprach sich gegen Bienz aus, unter anderem mit dem Argument, dass nicht nochmals zu prüfen sei, ob in schwerer Weise aufsichtsrechtliche Bestimmungen verletzt worden seien oder nicht, denn die Verfehlungen stünden ja mit der (seinerzeit nicht angefochtenen) Finma-Verfügung gegen die Bank rechtskräftig fest.

Plötzlich sahen sie es anders

Bienz wehrte sich erneut und gelangte ans Bundesgericht. Dieses hiess die Beschwerde gut und wies den Fall im April 2016 ans Bundesverwaltungsgericht zurück, unter anderem mit der Erwägung, dass eine im Verfahren gegen eine Bank ergangene Verfügung nicht einem Mitarbeiter im Verfahren gegen ihn entgegengehalten werden könne, oder anders gesagt: Man dürfe nicht einfach die Verfügung gegen die Bank zur Hand nehmen und diese dann quasi wie ein Stück Teig dehnen und auf eine involvierte Person erstrecken (Rechtskrafterstreckung). Das war übrigens das Signal zum Aufbegehren an die erwähnten UBS-Banker, denen die Finma kurz vorher in ebenfalls abgekürztem Verfahren ein Berufsverbot aufgebremst hatte.

Das Bundesverwaltungsgericht musste die Beurteilung im Fall Bienz also ein zweites Mal vornehmen – und welch ein Kontrast zu vorher: Diesmal – mit ausgewechseltem Instruktionsrichter – wurde im Verfahren gegen die Person die Frage nun ernst genommen, ob und wie weit Bienz selber etwas getan oder unterlassen habe, was aufsichtsrechtliche Bestimmungen verletzte. Im April 2018 war das Urteil da: Der Vorwurf einer schweren Verletzung von Aufsichtsrecht sei nicht aufrechtzuerhalten, das Berufsverbot sei aufzuheben.

Das war ein doppelter Schlag für die Finma. Zum einen wurde damit bestätigt, dass die Finma vorher leichtfertig locker, also im abgekürzten Verfahren, Berufsverbote ausgesprochen hatte. Zum andern – das ist erschütternder – hat das Gericht die Finma wegen ungerechtfertigter Slalomfahrt zurechtgewiesen, man könnte auch sagen: als Chamäleon erkannt. Wie von Bienz im Verfahren vorgebracht, hatten ihm Finma-Vertreter im Sommer 2011 bei einem Treffen nämlich dargelegt, sie sähen bei ihm keine aufsichtsrechtlichen Pflichtverletzungen. Drei Jahre später und unter dem politischen Druck, mit Bankern streng umzugehen, sahen es die Finma-Leute plötzlich anders, sie zogen rasch den Colt und schossen. Der anpasserische Sinneswandel im Nachhinein heisst in der Fachsprache Rückschaufehler. Wenn die Aufsicht mit der Rückschau Probleme hat, ergibt sich daraus wohl der Begriff Vorsicht – auch mit Blick auf Raiffeisen. ○

Einspruch

Internet-Zweiklassen-Gesellschaft

Die kurzsichtige Strategie von Swisscom-Chef Urs Schaeppi führt bei der Umrüstung auf das Glasfasernetz zu massiven Leistungsunterschieden. Von Fredy Künzler



Formel-1-Ferrari gegen Velo-Solex.

Was haben Uster und Adliswil, aber nicht Wetzikon und Effretikon? Alle vier Städte in der Zürcher Agglomeration, zwischen 17 000 und 35 000 Seelen gross, sind urban und gut erschlossen – könnte man meinen. Doch während die ersten beiden mit zeitgemässen Glasfasernetzen «Fiber to the Home» (FTTH) ausgerüstet sind, hängen die Letzteren nach wie vor am Kupferkabel. Ein Formel-1-Ferrari im Wettrennen gegen ein Velo-Solex.

Das vielschichtige Problem reduziert sich bei genauem Hinsehen auf eine Personalie, die eigentlich nicht vorgesehen war. In diesen Tagen jährt sich der Todestag von Carsten Schloter, umtriebiger und visionärer Chef des Staatskonzerns Swisscom, zum fünften Mal. Sein Nachfolger Urs Schaeppi – zuerst interimistisch, mittlerweile fest im Sattel – ist in Schloters Fussstapfen überfordert.

Bis ungefähr 2014 wurden FTTH-Glasfaser-Ausbauten von Swisscom als Open-Access-Netze geplant – zumeist in Kooperation mit Energieversorgern. Uster und Adliswil hatten das Glück, vorne in der Kolonne anzustehen, und kamen in den Genuss von «richtiger» Glasfaser. Doch Schaeppi schredderte die FTTH-Pläne seines Vorgängers und setzte auf billigere, aber nicht nachhaltige Kupferkabel, deren DSL-Technologie inzwischen etwas auf-

geholt hatte. Statt 50 Megabit pro Sekunde sind heute im Optimalfall «bis zu» 500 Megabit möglich. Dem Velo-Solex wurde also ein 125-ccm-Motor verpasst, das Fahrgestell bleibt aber klapprig.

Carsten Schloters Weitsicht

Knapp 30 Prozent der Schweizer Bevölkerung hat heute FTTH, der Rest jedoch quält sich bis auf weiteres mit DSL-Speed durchs Netz – vollmundig als «Glasfasertechnologie» vermarktet. Wer jetzt noch FTTH bekommt, profitiert von der Weitsicht Carsten Schloters, denn fast ausnahmslos wurden Glasfaser-Ausbau-Projekte in dessen Zeit beschlossen.

Schaeppis Kurzfrist-Strategie ist kostspielig: Mangels flächendeckender FTTH-Infrastruktur zahlt man in Effretikon oder Wetzikon für einen Business-Glasfaser-Anschluss mit einem Gigabit das Fünffache gegenüber Uster oder Adliswil.

Der kumulierte volkswirtschaftliche Schaden der nächsten Jahrzehnte dürfte sich dank Schaeppis Stopp auf Hunderte Millionen oder gar auf Milliarden belaufen. Im Vergleich dazu ist der Postauto-Skandal Pipifax, doch für Schaeppi und Swisscom-VR-Präsident Hansueli Loosli kommt er gerade recht. Die mit Pauken und Trompeten geschasste Post-Chefin Ruoff (ein «Bauernopfer» – Zitat aus einem Leserbrief) lenkt vortrefflich vom eigenen Versagen (Stichwort Siroop – unter anderem) ab.

Damit ist die Internet-Zweiklassengesellschaft Realität, obschon man sie nie wollte. Die Bevölkerung mit FTTH kann heute «bis zu 10 Gigabit» für eine Fünfigernote pro Monat bestellen – Open Access sei Dank. Und die anderen müssen froh sein, wenn sie Netflix-HD-kompatibles Breitband zum x-fachen Pro-Megabit-Preis abonnieren können.

Derweil in Bundesbern? Nationalräte träumen immer noch vom längst obsoleten Infrastrukturwettbewerb und diskutieren in der Debatte zur Fernmeldegesetz-Revision, ob die Marktbeherrschung der Swisscom jetzt sofort oder in drei oder gar erst in fünf Jahren erneut festgestellt werden soll. Und dies, obwohl die Ex-Monopolistin seit der «Liberalisierung» 1998 in nicht weniger als 26 Wettbewerbsverfahren involviert ist – wovon übrigens keines rechtskräftig abgeschlossen wurde.

Fredy Künzler ist Gründer und Geschäftsführer des Internet-Providers Init7 und SP-Parlamentarier in der FTTH-Stadt Winterthur.

Liebeskrank in Pristina

Absenzen aus psychischen Gründen haben in den letzten Jahren auf dem Schweizer Arbeitsmarkt um 35 Prozent zugenommen. Am Stress liegt es kaum: Seit Jahren sinkt die Arbeitszeit – im selben Mass, wie die Zahl der Ferientage steigt. *Von Alex Baur*



Wenn der Anblick des Chefs Herzklopfen und Schlaflosigkeit auslöst.

Die mysteriöse Epidemie nahm im Februar 2018 ihren Anfang: Per SMS liess eine 40-jährige Praktikantin ausrichten, dass sie nicht mehr zur Arbeit erscheinen werde. Das psychiatrische Zeugnis, welches der Frau volle Arbeitsunfähigkeit attestierte, folgte wenige Tage später per Post. Woran sie genau litt, erfuhr Simone Fehlmann (Namen geändert), die Besitzerin und Geschäftsführerin eines Kleinbetriebs mit acht Angestellten im Kanton Luzern, natürlich nicht. Arztgeheimnis. Nach zwei Wochen Funkstille war aber klar, dass die Mitarbeiterin nie mehr im Geschäft erscheinen würde.

Simone Fehlmann wusste, dass sie ein Risiko einging, als sie die Schweizerin ein halbes Jahr zuvor vom Sozialamt vermittelt bekam und

einstellte. An sich erledigte die Frau ihren Job klaglos, sie fügte sich gut ins Team ein. Doch für die alleinerziehende Mutter bestand schlicht kein finanzieller Anreiz zu arbeiten. Die Sozialhilfe hatte ihr zuvor ein mindestens so hohes Einkommen beschert. Als ihr nun erstmals eine Steuererklärung ins Haus geflattert kam, wurde sie sofort krank – psychisch krank, mit welcher Diagnose auch immer.

Der Betrieb konnte den ersten Ausfall noch problemlos verkraften. Als zwei Monate später auch noch die Lehrtochter plötzlich krankgeschrieben wurde, kam es im Kleinbetrieb zu einem Engpass. Kollegen und die Chefin mussten in die Lücke springen und Überstunden leisten. Das Zeugnis kam vom selben Psychia-

ter. An welchem seelischen Gebrechen die 24-Jährige leidet, bleibt auch im zweiten Fall ein Mysterium. Von Problemen am Arbeitsplatz ist nichts bekannt. Tatsache ist: Die junge Frau hatte schon früher Lehren abgebrochen und verfügte offensichtlich über wenig Durchhaltevermögen. Simone Fehlmann wusste das, sie hatte ihr trotzdem eine Chance gegeben.

Mit dem Lover in den Balkan

Als sich wenige Tage später, am 27. April, auch noch eine dritte Mitarbeiterin per Psychiater abmeldete, hatte der Kleinbetrieb definitiv ein gröberes Personalproblem. Die Bewandnis des seelischen Gebrechens kann auch in diesem Fall nur erahnt werden. Allerdings sind die Indizien ziemlich deutlich. Die junge Frau, eine Seconda aus dem Kosovo, hatte sich während der Ferien in Pristina verliebt. Ihre Eltern opponierten gegen die Liaison mit dem Kosovaren, dem die Schweiz überdies ein Einreisevisum verweigerte.

Da sie ihr Ferienbudget bereits aufgebraucht hatte, liess sich die verliebte Frau kurzerhand vom Psychiater krankschreiben. Die Firmenschlüssel schickte sie ihrem Arbeitgeber kommentarlos per Einschreiben. Später reiste sie zu ihrem Lover nach Pristina, wie Fotos samt den entsprechenden Kommentaren auf Facebook zeigen. Auch sie wird in der Firma wohl nie mehr auftauchen.

Wer krankgeschrieben ist, dem darf nicht gekündigt werden. Der finanzielle Schaden ist zu einem Teil durch die Taggeldversicherung gedeckt. Dank Facebook ist aber zumindest im dritten Fall offenkundig, dass die vermeintlich Kranke in Wahrheit bloss ihre Ferien verlängert. Simone Fehlmanns Anwältin hat von einer fristlosen Kündigung trotzdem abgeraten. Würde diese angefochten, könnte es zu einem langwierigen und teuren Prozess mit ungewissem Ausgang kommen. Denn es ist fraglich, ob die Facebook-Einträge vom Gericht als Beweis anerkannt würden.

Der finanzielle Schaden für die Kleinfirma und die Belastung für die Kollegen, die selber auf Ferien verzichten, sind das eine. «Ich werde trotzdem weiterhin Menschen aus sozial schwierigen Verhältnissen eine Chance geben», sagt Simone Fehlmann. Sie wolle sich ihren Optimismus nicht verderben lassen, auch wenn sie künftig vielleicht etwas genauer hinschaue. Sie habe bislang nie solche Probleme gehabt, die Häufung sei wohl Zufall.

Was Simone Fehlmann aber am meisten ärgert: Die Psychiatrie dürfte nach allem, was bislang bekannt ist, mit dem Zeugnis weder der Sozialhilfeempfängerin noch der Lehrabbrecherin, noch der verliebten Seconda aus dem Kosovo einen Gefallen getan haben – denn Nichtstun ist in der Regel keine gute Remedur gegen Frustrationen oder Liebeskummer. Je länger sie von der Arbeit wegbleiben, desto schwieriger wird der Wiedereinstieg und desto grösser ist die Gefahr, dass sie definitiv aus dem Arbeitsprozess hinausfallen.

Kränkung als Krankheit

Die Psycho-Epidemie im Luzerner Kleinbetrieb liegt im Trend. Gemäss einer internen Erhebung der Krankenkasse Swica haben sich die krankheitsbedingten Absenzen bei Grosskunden in den letzten fünf Jahren um rund 20 Prozent erhöht. Die psychiatrisch begründeten Krankschreibungen haben gar um 35 Prozent zugenommen. Bei den SBB machen psychische Leiden bereits rund 30 Prozent der krankheitsbedingten Absenzen aus, Tendenz steigend. Die NZZ am Sonntag, welche diese Zahlen im letzten April publik machte, führt diese Zunahme auf mehr Stress zurück.

Weniger ehrenvolle Motive werden gar nicht in Betracht gezogen. Doch es gibt Zahlen des Bundesamtes für Statistik (BfS), die auf anderes

hinweisen. Die durchschnittliche Wochenarbeitszeit ist in den letzten fünf Jahren schweizweit kontinuierlich gesunken, etwa im selben Mass, wie die Dauer der Ferien zunimmt. Im internationalen Vergleich arbeiten die Schweizer zwar viel, doch sie sind auch Meister bezüglich Teilzeitarbeit. Gewiss, der Stress lässt sich nicht objektiv messen. Es gibt Menschen,

Bei den SBB machen psychische Leiden bereits rund einen Drittel der Krankheitsabsenzen aus.

denen Unterforderung mehr Stress bereitet als eine Herausforderung. Doch die auch gemäss BfS-Erhebungen zunehmenden krankheitsbedingten Absenzen müssen in Anbetracht der ständig gelockerten Rahmenbedingungen zumindest skeptisch stimmen.

Psychische Erkrankungen lassen sich selten aufgrund objektiver Kriterien diagnostizieren. Der Arzt stützt sich notgedrungen auf das, was ihm seine Patienten sagen. Die Diagnose «Faulheit» existiert in der Medizin nicht. «Wer sich unbedingt psychiatrisch krankschreiben lassen will, der erreicht das in der Regel auch», sagt der erfahrene Zürcher Mediziner Robert Oppliger, «wenn es beim einen Arzt nicht funktioniert, dann halt beim nächsten.» Ein Psychiater kann einem Patien-

ten, der düster etwas von Suizidgedanken fabuliert, nicht einfach mal die Leviten lesen, auch wenn er diesem kein Wort glaubt. Sollte sich der Patient später tatsächlich etwas antun – und sei es nur, weil das verweigerte Zeugnis sein Selbstwertgefühl beleidigt hat –, dann hat der Arzt ein grösseres Problem. Wenn er ihm jedoch die gewünschte Arbeitsunfähigkeit attestiert, steht er auf der sicheren Seite.

Dabei hat schon der Begriff «jemanden krankschreiben» etwas Verräterisches an sich. Entweder, so würde man meinen, ist man krank, oder man ist es nicht. Doch so einfach ist das nicht. Denn eine Kränkung wird heute schnell als Krankheit empfunden. Spätestens wenn die Allergie gegen einen Chef Herzklopfen und Schlaflosigkeit provoziert, werden die Seelenklempner auf den Plan gerufen.

Wenn nach einem Arbeitskonflikt gar eine Kündigung droht, gehört eine psychiatrische Krankschreibung längst zur Standardwaffe der Anwälte. Und keiner stellt die Frage, ob Nichtstun seelische oder körperliche Schmerzen effektiv lindert. Wenn man einen Konflikt am Arbeitsplatz als unzumutbar betrachtet, könnte man auch einen anderen Job suchen. Denn je länger die Absenzen dauern, desto schwieriger wird der Wiedereinstieg. Und irgendwann ist der Gekränkte tatsächlich krank – krank geschrieben, im wahrsten Sinne des Wortes. ○



HUBLOT



**BIG BANG REFEREE
2018 FIFA WORLD CUP
RUSSIA™**



HUBLOT
BOUTIQUES
GENÈVE • LUZERN • ZÜRICH • ZERMATT

hublot.com • f • t • g



Bloss etwas mehr Beinfreiheit: Papst Franziskus auf dem Flug nach Genf, 21. Juni.

Himmelfahrt mit Franziskus

In Genf lag ihm das Volk zu Füßen. Doch nirgendwo begegnet man Papst Franziskus so befreit wie über den Wolken. Von Plüschbernhardinern, der päpstlichen First Lady und anderen himmlischen Geschichten aus der Bordkabine des Pontifex. *Von Urs Gehrig*

Ist er im Anmarsch, oder weilt er schon unter uns?

Nach dem Morgengrauen hatte sich Jorge Mario Bergoglio von seinem bescheidenen Nachtlager im vatikanischen Gästehaus «Santa Marta» erhoben und war auf geheimen Pfaden nach Fiumicino aufgebrochen, wo an Gate B22 seit einer vollen Stunde bereits siebzig Journalisten startklar in einer Alitalia-Maschine warten, die den Papst nach Genf bringen soll.

Zum Frühstück gibt's Backwaren aus einer Kartonkiste. Einzig der Nackenschutz an den Sitzen verrät, dass hier heilige Fracht transportiert wird: Die weisse Serviette ist mit dem päpstlichen Wappen und seinem Wahlspruch «Miserando atque eligendo» (Aus Barmherzigkeit gewählt) versehen.

Hektik auf dem Rollfeld. Ein Blick aus dem Bullauge schafft Gewissheit: Der Pontifex ist angekommen, besteigt die Maschine und quartiert sich vorne im Flieger ein.

Der Heilige Vater reise nicht erste Klasse, wurde beim Briefing am Vortag im Vatikan erklärt, bloss etwas mehr Beinfreiheit und Sitzkomfort sei ihm gegönnt als den Schreibknechten hinten in der Holzklasse. Wie eine aufgeregte Kinderschar sind diese in die Maschine gestürmt, mit Stativen und Objektiven, Kameras und Mikrofonen bewaffnet, und balgen sich um die besten Plätze entlang dem Gang, wo sie dem Papst noch näher sein können.

Bloss ein Hauch von Stoff trennt uns Irdische von ihm.

Noch im Steigflug über der Insel Elba lüftet sich der Vorhang, und da steht er, der Pontifex maximus, leibhaftig, in schneeweisser Soutane, mit Brustkreuz samt Schafherde drauf, und grüsst mit dünner Stimme die Journalistenschar. «Diese Reise ist eine Reise zur Einheit», sagt der Jesuit. Jesuit sein heisst Soldat sein, Soldat Gottes. Doch der da spricht, über den Wolken, klingt eher wie ein sanftzüngiger Generalissimus beim Marschbefehl. «Dank euch für eure Arbeit und für alles, was ihr tun werdet, damit diese Reise ein Erfolg wird.»

Demütig reiht sich die päpstliche Presseschar nun ein ins Glied – *in nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti*. Und wer es noch nicht getan hat, tut es spätestens jetzt, denn nun schreitet der Heilige Vater den Gang hinunter und



de Nonne dem Jesuiten damals. Derweil in Genf-Cointrin. Es trippeln die Grenadiere der Ehrenkompanie auf dem Rollfeld mit ihren Stiefeln. Das Armeespiel stellt sich auf. Es wird den Gast mit der Papsthymne «Inno e Marcia Pontificale» empfangen (Du, Papst, Diener der Diener Gottes / Und Menschenfischer, Hirt deiner Herde / Bindeglied zwischen Himmel und Erde), komponiert vom Franzosen Charles François Gounod, besser bekannt als Schöpfer der Oper «Faust».

Neben dem roten Teppich steht, frisch gewaschen und poliert, das Papstvehikel bereit: ein Fiat Tipo, blecherne Demut auf Schmalspurreifen, in dessen Fond sich Franziskus zwecks Ortsverschiebung zwingen wird. Um die Kosten im Zaum zu halten, hat man den Leichtigwagen über die italienische Autobahn nach Genf gefahren, nicht mit dem Vatikankezeichen «SCV 1» wohlverstanden, sondern mit weltlichem Nummernschild.

Angesichts des hohen Besuchs ist beim empfangenden Bundespräsidenten Alain Berset dessen angestammte bullige Selbstverständlichkeit verfliegen, berichtet eine Quelle, die im direkten Umfeld postiert ist. Nervös blickt er gen Himmel.

Derweil arbeitet sich über den Wolken der Hirte durch die Herde der Berichterstatter. Handschlag. Blickkontakt. Kurzschatz. «Das hatten Johannes Paul und Benedikt nie gemacht», flüstert es ehrfürchtig aus den Reihen. Sogar Gebetswünsche dürfen angebracht werden. Zum Beispiel: «Meine Mutter leidet seit Jahren an offenen Beinen.» Der Papst nickt. Leidende Mütter, kranke Verwandte, geschundene Kollegenseelen, alle werden auf Fürbitte hin vom Heiligen Vater ins Gebet aufgenommen.

Das Gros der Berichterstatter in der Reisegruppe gehört seit Jahren zum vatikanischen Reporterpool und ist schon oft mit dem Pontifex ausgeflogen. Dennoch ist jede und jeder auch dieses Mal wieder vor Erregung aus dem Häuschen.

Einige warten dem Papst mit Geschenken auf: Zeichnungen, Fotos; ein Reporter von *L'illustré*, ein bulliger Lockenkopf mit servilem Blick, schenkt dem Papst einen Bernhardinerhund aus Stoff mit Schweizer Schoggi. Der Pontifex reicht das Tier nach hinten, wo es via Händestafette hinter dem Vorhang verschwindet.

Was wird aus dem Kram? Landet er im Orkus der vatikanischen Schenkungskammer oder nascht der Papst selbst von den Köstlichkeiten? «Er liebt Milkschokolade», weiss Caroline Pigozzi. Caroline weiss alles, sie ist *grande reportère* bei *Paris Match* und seit Jahrzehnten mit an Bord. Drei Päpste hat sie in die hintersten Ecken der Welt begleitet. Franziskus gibt ihr einen herzhaften *Schmutz* auf die Wange, die sie vorher ausgiebig nachgepudert hat.

Caroline kennt auch das Geheimnis der Stewardessen im Papstflieger. Nur die hübschesten

dürften mitfliegen. Auf einer Israelreise habe sich sogar ein preisgekröntes Modell um den Papst gekümmert, eines mit langen, schlanken Beinen. «C'est plus agreable.» Franziskus lässt sich davon nicht beeindruckt. Er hat seine eigene Frau dabei, die Madonna di Bonaria (Maria der guten Winde), Schutzherrin der Seefahrer, in Öl auf Leinwand gepinselt, die er stets gegenüber seinem Sitz an die Flugzeugwand hängt.

«Wenn wir jetzt abstürzen ...»...

Unter dem gelüfteten Vorhang beobachtet der päpstliche Begleittross das Treiben. Vom cleveren Kardinalstaatssekretär Parolin über Zeremonienmeister Monsignore Marini bis Monsignore Rueda Beltz, dem päpstlichen Reisemarschall, ist die versammelte Vatikan spitze an Bord.

«Wenn wir jetzt abstürzen, dann ist die katholische Kirche geköpft», flüstert ein Berichterstatter. «Dann ist es mit Franziskus' Kirchenrevolution mit einem Knall vorbei.» Was vom konservativen Flügel der Kurie gewiss mit stiller Genugtuung quittiert werden würde, wird ergänzt, «derart tief sitzt der Hass auf den Wendepapst».

Derweil in Genf, wo Alain Gantenbein (Name von der Redaktion geändert) als ehemaliger Gardist den Besuch vorbereitet. Er hat die Tücken des neuen Papstes vom ersten Amtstag an miterlebt. Bei Franziskus stehe man unter Dauerstress, weil er unberechenbar auf Gläubige zusteure. Wird er in Genf Füsse waschen? «Kaum», das Protokoll lasse es nicht zu, lautet die Antwort. Die Wege seien kurz und von der Polizei hermetisch abgeriegelt. Die Genfer Polizei wird einen tadellosen Job machen, wie die Presse später lobend anerkennt. So tadellos, dass es leider nicht zu rührenden Bildern kommen wird wie in Chile, wo sich Franziskus spontan um einen vom Pferd gestürzten Polizisten kümmerte.

Einzig im Zentrum des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK), zu dessen 70-jährigem Bestehen der Papst anreist, wird es Gelegenheit geben für ein rührseliges Intermezzo. Man hat ein krebserkranktes Mädchen bereitgestellt, in weissem Röckchen und mit Mundschutz, dessen kahles Köpfchen Franziskus liebevoll streicheln wird.

Noch aber ist er nicht gelandet, zur Linken zieht der Mont Blanc vorbei, ehe der Sinkflug beginnt. Auf dem Genfer Rollfeld sieht man von weitem die Glatze des Bundespräsidenten in der Morgensonne glänzen. Der fesche Genfer Staatsrat Pierre Maudet, Anhänger strikter Trennung von Kirche und Staat nach französischem Vorbild, kann es kaum erwarten, mit dem Papst Tuchfühlung aufzunehmen. Was wird er ihm wohl sagen zum Empfang? «Da du, o Herr, dich einmal wieder nahst/Und fragst, wie alles sich bei uns befinde,/Und du mich sonst gewöhnlich gerne sahst,/So siehst du mich auch unter dem Gesinde.» >>>

grüsst jede und jeden einzeln. Seine Kommunikation ist einnehmend. Herzhaft streckt er den Arm aus, packt die Hand und zieht sie zu sich. Seine Werke werden zur Unterschrift gereicht. «Für wen ist das Buch?», will der Heilige Vater wissen. «Für meine Eltern», stammelt es aus meiner trockenen Kehle. Er lächelt milde, greift zum Stift und kritzelt in maximaler Bescheidenheit, klitzeklein und ohne Firlefanz: «Franziskus».

Seine Stimme klingt dünn. Wie steht es um seine Gesundheit? Für Genf werden Rekordtemperaturen gemeldet. Das Programm ist dichtgedrängt. Wird der 81-Jährige die Strapazen durchstehen?

Nur die Hübschesten

Insider wissen zu beruhigen. Zwei Leibärzte seien mit an Bord. Und in Genf werde ihm ein Krankenwagen in nächster Nähe folgen. Ausserdem spreche der Papst deshalb so leise und langsam, weil man ihm in jungem Alter nach schwerer Krankheit einen Lungenflügel entfernt habe. Drei Tage habe er zwischen Leben und Tod geschwebt. Er leide und ertrage die Schmerzen «wie Jesus», bezeugte die pflegen-

Musik. Blumen. Tschiderassa. Und los geht es zur Ökumene. «Gott ist nicht hier», hört man einen angereisten katholischen Würdenträger seufzen, der sich durch die architektonische Hässlichkeit des Zentrums quält. Mit Kopten, Maroniten, griechischen und russischen Orthodoxen betet der Papst in stickiger Luft und drückender Hitze unter dem geschwungenen Betondach.

Dann Verschiebung ins lauschige Bossey zum kräftigen Zmittag. Danach gibt's Geschenke. Der Papst hat einen Christus im Gepäck, der jetzt auf den Gabentisch gepackt wird. Dessen Martyrium wird gesteigert durch verdrehte Beine, die sich wie ein Korkenzieher um den Kreuzstamm winden. «Sklaverei» sollen sie symbolisieren. Pastor Olav Fykse Tveit, seines Zeichens ÖRK-Generalsekretär, nickt ehrfürchtig dankend und reicht sein Gegengeschenk. Zwei Wasserflaschen aus Glas, damit die Umwelt nicht noch mehr an PET-Abfall leide. Bio vom «Öki» für den Öko-Papst. Das kommt gut an beim grünen Franziskus, Autor der Umwelt-Enzyklika «Laudato si'».

Dann vierzig Minuten ein Nickerchen. Anstatt direkt zur Messe zu fahren, wo 30 000 Gläubige sehlichst auf den Oberhirten warten, macht der Papst einen kräftezehrenden Umweg zurück ins Fegefeuer der Ökumene, wo jetzt die Nachmittagshitze noch brutaler schwelt.

«Karibu – willkommen!», sagt Pastorin Agnes Abuom zum Gruss. Zehn Minuten liest die Vorsitzende des ÖRK-Zentralausschusses ab Blatt, dann löst sie sich vom Text, um über Frauen und ihre unverzichtbare und fruchtbare Rolle «als Kontrollinstanz» in Männergremien zu improvisieren, womit sie stürmischen Applaus erntet. Was geht dem Papst durch den Kopf? Er lässt sich nicht ergründen. Die, die hier sprechen, sind seine Leute. Er braucht den Sukkurs der United Colors of Ökumene.

Der Papst stolpert

Die Kurie ist gespalten. Der Argentinier «vom Ende der Welt» hat sie vor den Kopf gestossen. Er hielt ihnen seine Wahrheit nicht wie einen warmen Mantel hin, sondern schlug sie ihnen wie einen nassen Lappen um die Ohren. «Ihr leidet an spirituellem Alzheimer», zeterte er, kaum zum Papst gewählt, vor den Kardinälen. «Ihr prahlt mit Kleidern und Ehrenzeichen und tratscht wie Feiglinge.» Er sprach von «scheinheiligen Doppelleben». Das kommt gut an beim Volk, besonders bei jenem Teil, der mit den Katholiken nichts am Hut hat.

Hinter Franziskus' Lächeln und seinem sanften Ton würden sich rigorose Härte und Gnadenlosigkeit verbergen, heisst es. Kritiker lasse er ins Leere laufen. Im September 2016 hatten vier Kardinäle ihre Zweifel («Dubia») zu Franziskus' Dokument «Amoris laetitia»

vorgelegt. Der Papst würdigte sie keiner Antwort. Mit Dissidenten macht er kurzen Prozess. Kardinal Müller zum Beispiel, ehemals Leiter der Glaubenskongregation und einer der wichtigsten Männer im Vatikan, ein Bewahrer, wurde abgesetzt. Als Müller um eine Begründung bat, donnerte Franziskus: «Weil ich der Papst bin.»

Franziskus findet Erlösung beim Volk. Er will es immerzu fühlen und es greifen. Nichts wie ab zur Messe, Einzug in die Palexpo-Arena auf dem Papamobil. Wie Ramses auf dem Streitwagen braust er durch die Halle. Papopulist Franziskus, der weisse Schamane, klatscht wie ein Rockstar im Sauseschritt Hände ab und steigt auf die Prachtbühne. Hellblau leuchtet das ästhetische Elysium mit scheinbar schwebendem Kreuz wie in einem Aquarium (gebaut von der Firma Nüssli, entworfen von den Architekten Patrice Reynaud und Felicita Marockinaite). Das Volk ist begeistert.

Und da passiert es. Der Papst stolpert. Just über den Zwischentritt, den man Stunden vor dem Auftritt in aller Eile noch einbauen liess. Schrecksekunden. Im letzten Moment wird er aufgefangen. Man stelle sich vor, ein gefallener Papst, Beinbruch, Beckenbruch oder, Gott behüte, noch schlimmer.

Nichts wie ab zum Flughafen. Nach den Bundesräten Cassis und Berset ist inzwischen

DIE  **WELTWOCH**

Jetzt herunterladen!

Die neue Weltwoche-App

Schnellerer Download, bessere Grafik, mehr Bilder. Die andere Sicht, ab sofort noch mobiler und überall verfügbar.

Holen Sie sich hier die neue App:





«Menschenfischer zwischen Himmel und Erde»: Bundesrat Berset empfängt den Papst in Genf.

auch Doris Leuthard *sur place*, in Unschuldswiss und schwarzen Lackpumps, dazwischen viel nacktes Bein dem Papst zur Schau stellend. Somit ist die geballte Katholen-Fraktion des Bundesrats vollzählig aufmarschiert. (Wo bleiben die Protestanten-Magistrate? Hat der Bundesrat keinen Sinn für Ökumene?)

Ein letzter Wink, ein kollektiver Stossseufzer gegen den Himmel, in dem der Papst jetzt entschwindet wie ein Komet mit Kerosinschweif. Jetzt liegt sein Schicksal wieder ganz in Händen eines Mannes, dem Piloten der Alitalia. Bei Stippvisiten übernimmt die italienische Fluglinie beide Flüge – gratis und franko. Bei längeren Aufenthalten darf die Gesellschaft des Gastlandes zurückfliegen.

Dabei würden besonders gläubige katholische Piloten ausgewählt, weiss die *grande reportère* des *Paris Match*, Caroline Pigozzi, das fliegende Lexikon in Sachen Papst-Anekdoten. Doch seien diese Auserwählten bisweilen so nervös, dass es gefährlich werde. Auf einem Flug nach Lourdes beispielsweise habe der französische Pilot auf der Landebahn eine derartige Vollbremsung hingelegt, dass es Papst Benedikt in die Gurte katapultiert habe, worauf der Pontifex, Gipfel der Peinlichkeit, sich habe übergeben müssen.

Kaum auf Reise Flughöhe, raschelt abermals der Bordvorhang, der Papst ist wieder da. Den Tag hindurch wirkte er müde und abgekämpft, teilweise gar ein bisschen abwesend. Hier jedoch, in himmlischen Sphären inmitten der Journalistenschar, blüht er wieder auf. «Danke euch für eure Arbeit», lobt er, «der Tag war ein bisschen heftig, zumindest für mich ... aber ich bin zufrieden.»

Man darf ihm jetzt Fragen stellen, vielleicht gar eine Schlagzeile entlocken. Der Medientross wird in Gruppen eingeteilt. Fünf Gruppenspre-

cher dürfen zum Papst vortreten. Die Frage der *Weltwoche* wurde leider in der journalisteninternen Vorauswahl eliminiert. Sie lautete: «Gibt es angesichts der nach Europa strömenden Migranten eine Grenze für Nächstenliebe? Und: Wenn nicht, wie empfiehlt der Heilige Vater vorzugehen, damit der soziale Friede nicht in die Brüche geht?» Stattdessen wird der Papst gebeten, über seine Eindrücke in Genf zu erzählen. Die meisten sind Gefälligkeitsfragen, die den Papst dazu einladen, sich in wolkige Formulierungen zu reden. Zum Beispiel: «Das erste Menschenrecht ist das Recht auf Hoffnung», oder: «Ökumene und Bekehrung passen nicht zueinander.»

Butterweich in Rom

Nach einer halben Stunde ist er müde und zieht sich zu seiner Madonna di Bonaria zurück. Um 21.15 Uhr setzt der Pilot butterweich in Rom auf, und schwuppdiewup hat sich der Heilige Vater aus dem Staub gemacht. Die Kantine im Gästehaus «Santa Marta», wo sich Franziskus stets verpflegt, hat längst dichtgemacht. Vielleicht schnabuliert er nach dem Schlafgebet ein Stück Schweizer Schoggi und spült runter mit einem Schluck Wasser aus der ökumenischen Recyclingflasche, bevor er von seiner Schweizer Reise träumt.

So neigt sich ein ereignisreicher Tag dem Ende zu, der für alle Beteiligten als grosser Erfolg verbucht werden darf. Der Papst hat die grösste Versammlung von Kirchen besucht, hat seine Herde versammelt und die Herzen bewegt. Die Schweiz ihrerseits hatte nach vierzehn Jahren wieder einen Heiligen Vater auf Besuch, wurde belohnt mit unvergesslichen Bildern und viel Lob für die tadellose Organisation ohne Zwischenfall. Ein enges Herz, das darob über das entstandene Defizit in Millionenhöhe lamentiert. ○



Inside Washington

Vogelfrei

Die Linke macht Jagd auf Trumps Minister und Beamte.

An den Sommer 2018 wird man sich in Amerika vielleicht einmal erinnern als eine der unerträglichsten Episoden alles verbrennender politischer Rhetorik, der Brandbomben im Internet und des zornigen, persönlichen Streits. Die kalifornische Demokratin Maxine Waters goss Benzin in die ohnehin explosive Debatte über illegale Zuwanderung, als sie eine Eskalation des Widerstandes vom Cyber-Raum in die Realität forderte.

Waters, die beinahe dreissig Jahre Abgeordnete des US-Kongresses war, drängte am Wochenende in Los Angeles zu direkten Gegenaktionen des Mobs. «Falls ihr jemanden aus Trumps Kabinett in einem Restaurant, in einem Kaufhaus, an einer Tankstelle seht, dann geht und versammelt euch. Und ihr drängt sie weg. Und ihr sagt ihnen, dass sie nicht mehr willkommen sind, nirgendwo.»

Wie es scheint, hatten einige ihr Memo schon vorher erhalten.

Ein ranghoher Beamter des Heimatschutzministeriums fand einen geköpften und verbrannten Tierkadaver vor der Tür seines Hauses in Washington. Am Freitagabend wurde Sarah Huckabee Sanders, die Pressesprecherin des Weissen Hauses, aus einem Restaurant in Virginia geworfen, weil dessen Besitzer glaubt, dass die Trump-Administration «unmenschlich und unethisch» ist. Am selben Tag waren etwa dreissig Leute, darunter Mitglieder der Demokratischen Sozialisten Amerikas, zum Haus von Heimatschutzministerin Kirstjen Nielsen gezogen, um sie mit Megafonen «aufzuwecken».

Aber nicht nur Regierungsmitglieder sind ins Fadenkreuz geraten. Antifa und Wikileaks haben die Privatadressen Tausender von Beamten der Einwanderungs- und Zollbehörde ins Netz gestellt. Auf Twitter veröffentlichte «Occupy Wall Street» eine illustrierte, detaillierte Anleitung, wie man solche Beamte an der Grenze ermorden kann. Wo soll das enden? *Dios mio. Amy Holmes*



«Über seine Glatze war er sehr ärgerlich»: 3D-Rekonstruktion von Caesars Kopf.



Ikone der Woche

Caesars wahres Gesicht

Von Kurt Steinmann

Gaius Iulius Caesar (100–44 v. Chr.) ist wohl die bekannteste Gestalt der römischen Antike. Bis vor kurzem galt der in Tusculum gefundene Kopf als das einzige noch zu Lebzeiten des Diktators entstandene Porträt (44 v. Chr.). Das veristisch gestaltete Antlitz umspielt ein spöttisch-ironisches Lächeln.

Über das Aussehen des Feldherrn berichtet Sueton (70–130/140 n. Chr.), der Verfasser von zwölf Kaiserbiografien: «Er soll von stattlicher Figur gewesen sein, [...] ein etwas zu volles Gesicht, schwarze, lebhaftige Augen und eine gute Gesundheit gehabt haben. [...] Um sein Aussehen war er allzu besorgt; so liess er sich nicht nur sorgfältig die Haare schneiden und rasieren, sondern auch am Körper entfernen. [...] Über seine Glatze war er sehr ärgerlich. [...] Deshalb pflegte er seine Haare vom Scheitel nach vorn zu bürsten.»

2008 entdeckten Archäologen im Flussbett der Rhône bei Arles eine Büste Caesars, entstanden zwischen 49 und 46. v. Chr., mithin

Das veristisch gestaltete Antlitz umspielt ein spöttisch-ironisches Lächeln.

älter als der Caesar-Kopf von Tusculum. Ein stark durchfurchtes, strenges Gesicht, ein massiger Kopf und schütterer Haarschmuck zeichnen das wenig idealisierend gestaltete Porträt aus. 2010 wurde die Bedeutung des als Sensation proklamierten Fundes in Zweifel gezogen. Es handle sich nicht um Caesars Gesicht, sondern um das irgendeines vermutlich nicht unwichtigen Mannes.

Und vor ein paar Tagen eine neue Sensation: eine 3-D-Rekonstruktion von Caesars Kopf durch den Archäologen Tom Buijtdorp in Leiden, basierend auf einer Marmorbüste im Rijksmuseum van Oudheden. Konstanten zu früheren Porträts sind die markante, jetzt durch eine Beule ausgezeichnete Stirn, die Halbglatze, die Furchen in der einen Wange und um die Mundpartie. Dadurch, dass die Augen eingesetzt sind, ist zwar der Vitalitätscharakter erhöht, der Ausdruck des Gesichtes aber insgesamt verbürgerlicht, idealisiert und auf das Porträt eines vifen Managers unserer Zeit herabgebrochen. Die einzig sicher zu Lebzeiten entstandenen Bildnisse sind die Münzporträts. Diese Münzen stellen den damals 56-jährigen Caesar mit magerem Gesicht, scharf ausgeprägten Zügen und einem langen, faltigen Hals dar. Der wahre Caesar?

«Der grösste Schatz des Lebens»

Der deutsche Produktdesigner Peter Schmidt entwarf vom Estée-Lauder-Parfümflakon über Kondome bis zum Staubsauger so ziemlich alles, was man sich vorstellen kann. Ein Gespräch über so ziemlich alles, was man sich vorstellen kann. *Von Sven Michaelson*

Peter Schmidt hat zum Abendessen in sein Hamburger Apartment eingeladen. Die Tafeldekoration besteht aus einer halben Hundertschaft daumennagelgrosser Schnecken aus Metall, angeordnet in Keilformation. «Man muss in meinem Beruf aufpassen», sagt der Produktdesigner, «dass man nicht zum Hyperästheten wird, dem der Büstenhalter wichtiger ist als der Busen darin.»

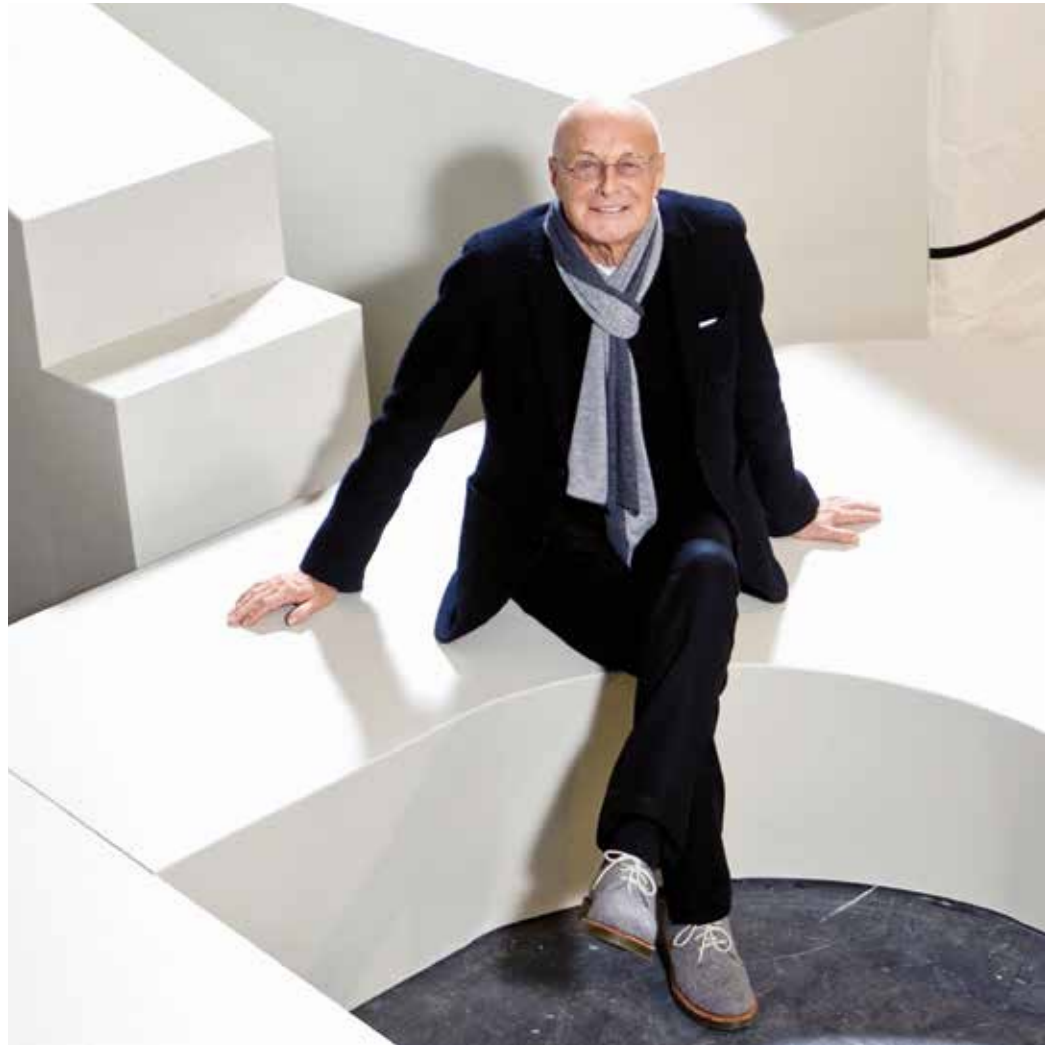
Herr Schmidt, können uns gute Formen zu besseren Menschen machen?

Man kann Menschen mit Hässlichkeit erschlagen wie mit einer Axt, oder man kann sie durch die Veredelung von Alltagsgegenständen zu schönheitsbewussten Wesen erziehen. Die Dinge, die uns umgeben, prägen uns ähnlich stark wie die Sprache, die wir sprechen. Ein Raum mit gelungenen Proportionen löst Glücksgefühle in uns aus, eine McDonald's-Filiale dagegen lässt uns in Einsamkeit und Sinnlosigkeit ertrinken. Die Gewöhnung an die alltäglichen Scheusslichkeiten greift tiefer in unseren Charakter ein, als viele meinen. Stendhal hielt Schönheit für eine Verheissung von Glück. Diese Sehnsucht gilt es wachzuhalten. Vielleicht ist es die wichtigste Fähigkeit des Menschen, sich durch Schönheit erstaunen zu lassen.

Welcher Gebrauchsgegenstand hat in Ihren Augen vollkommene Formen?

Die um 1900 herum designte Odol-Flasche mit dem Schwanenhals, der Flakon von Coco Chanel's erstem Parfüm, die Concorde und der Ferrari Dino. Das vollendetste Objekt, das ich je in der Hand gehalten habe, ist eine Teedose, die der letzte japanische Lackmeister 1906 angefertigt hat. Von der japanischen Kultur habe ich etwas Entscheidendes gelernt: Sich um die Gestaltung scheinbar belangloser Alltagsgegenstände zu kümmern, intensiviert das Leben. Das Normale wird besonders, wenn man es mit Sorgfalt und Achtsamkeit behandelt. Eine zweite Lektion hiess: weglassen. Sich um die Bewegung der Luft in einem Raum zu kümmern, kann wichtiger sein als die gesamte Inneneinrichtung. Die dritte und wichtigste Lektion lautete: Ästhetik ohne Ethik ist Kosmetik.

Sie gestalten seit einem halben Jahrhundert so unterschiedliche Dinge wie Baumkuchen, Bierflaschen, Staubsauger, Kondome, Inkontinenzwindeln, Bücher,



«Eine Zeit voller Naivität, Leichtsinn und Nervenkrisen»: Peter Schmidt.

Firmenlogos, Konzerthallen und Kostüme. Was machen Sie, wenn Ihnen mal nichts einfällt?

Ich habe eine Schar junger, unbekümmerter Freunde, die ich bei kreativen Blockaden zu mir nach Hause einlade. Das sind dann so Kifferabende, wo alle high sind und durcheinanderreden. Trotzdem wird oft ein Faden sichtbar, an dem ich ziehen kann.

Wann entstand Ihr Interesse für Form und Gestaltung?

Die Sehnsucht nach Schönheit entsteht in der Kindheit oder nie. Ich litt darunter, dass der Chefdesigner der jungen Bundesrepublik Piefke hiess. Durch den Imperialismus von Banalität und Vulgarität wurde meinen Augen speiübel. Ich war nur in meinen Träumen zu Hause und hatte unendliches Fernweh. Ich sass stundenlang am Fenster, und wenn Wolken aufzogen, stellte ich mir vor, es wären die

Alpen. Stand ich vor einer geschlossenen Bahnschranke, träumte ich, auf den vorbeifahrenden Zug aufzuspringen. Mit vierzehn durfte ich in Bayreuth eine Probe von Wagners «Götterdämmerung» besuchen. In mir legte sich ein Schalter um. Ich begriff: Du musst die Welt, die du suchst, selber erfinden.

Wer in Ihrer Gegenwart ein Buch liest, ist nachdrücklich gebeten, dies mit durchgedrücktem Rücken zu tun. Erträgt ein Hyperästhet wie Sie die Hautnähe eines anderen Menschen?

Ich hatte lange Beziehungen mit zwei Balletttänzern. Seit mehr als zehn Jahren bin ich mit dem Hamburger Gastronomen Tobias Strauch zusammen, aber wir leben nicht unter einem Dach. Tobias ist dreissig Jahre jünger. Ich habe erst einmal bei ihm geschlafen. Sein Traum war immer, dass wir zusammenziehen, aber das ist bei mir nicht



«Ästhetik ohne Ethik ist Kosmetik»: Entwürfe von Designer Schmidt.

möglich. Bei mir muss jeder Gegenstand seinen exakten Platz haben und auch noch gerade liegen. Aus Ordnung schöpfe ich Ruhe und Kraft. Ich ertrage nur Menschen, die wie ich den Regiewillen haben, das Leben durch Inszenierung zu veredeln. **Ordnung zerfällt in der Sekunde, in der sie entsteht. Sind Schönheitssüchtige strukturell unglückliche Charaktere?**

Vollkommene Ästhetik funktioniert nur, wenn man mit sich allein ist. Dass unser-eins nur Stilleben glücklich machen, hat etwas Asoziales. Insofern liegen Perfektionismus und Melancholie dicht beieinander. Wer sich nur in der Maske der Perfektion erträgt, kann Menschen nicht mit spontaner Herzlichkeit begegnen. Das gelingt nur bei Kindern. Ihre Gegenwart macht Ästhetik egal. Man fühlt sich frei und leicht, weil Kinder gar nicht wissen, was Geschmack ist.

Womit kann man Ihre Eitelkeit verletzen?
Wenn Sie das Herz eines Produktgestalters brechen wollen, machen Sie ihm ein Kompliment, das mit den Worten beginnt: «Ihre Arbeit erinnert mich an ...»

Sie sammeln seit mehr als vierzig Jahren japanische Stellschirme aus dem 17. Jahr-

«Die Sehnsucht nach Schönheit entsteht in der Kindheit oder nie.»

hundert, Tapisserien aus Tibet und alte Buddha-Statuen. Warum hat es Ihnen die klassische asiatische Kultur angetan?

Weil es keine andere Kunst besser versteht, Tiefe an der Oberfläche zu verstecken und Gedanken zu verdichten. Wenn in einem Haiku eine Blüte zu Boden fällt, ist das ein ekstatischer Moment von Vergehen und Trauer. Uns Westeuropäern fallen dazu nur Kehrlicheimer und Schaufel ein.

Wenn Sie beim Abschied von der Erde etwas mitnehmen könnten, was wäre das?

Meine dreissig Jahre alte Armbanduhr von Jürgensen. Man muss sie aufziehen, des-

halb symbolisiert sie für mich, dass meine Zeit abläuft.

Sie sind vergangenen Dezember achtzig geworden. Über Ihre Zukunft sagten Sie: «Meine Vorbilder liegen in Asien. Dort geht man im Alter in ein Kloster und versucht, durch Introspektion und Kontemplation mit sich ins Reine zu kommen. Der Sinn des Alters ist, Einsamkeit in Einsichten zu verwandeln.» Zu welchen Einsichten sind Sie gelangt?

Dass sich unser Leben daran entscheidet, ob die Menschen, die wir lieben, uns auch lieben. Jedem steht der Moment bevor, in dem uns auf dem Totenbett ein Mensch die Augen schliesst. Wie wird dieser Mensch uns anschauen? Mit Liebe und Wärme in den Augen? Oder mit der sichtbaren Genugtuung, dass es endlich aus ist mit uns?

Was ist die traurigste Marter, die das Alter bereithält?

Das schrumpfende Herz und der sinkende Neugierpegel. Teenager lachen im Schnitt sechsmal am Tag, Menschen über sechzig nur noch zweimal. Die siebzehn fürs Lächeln notwendigen Muskeln verkümmern. Man versteinert, wird menschenmüde, und der Kopf sitzt einem falsch herum auf den Schultern. Man schaut zurück statt nach vorne und wird zum Fossil, das auf die Welt schaut wie durch einen täglich kleiner werdenden Schlitz. Je älter man wird, desto besser war man früher. Das ist der Selbstbetrug des Alters. Man verklärt die eigene Vergangenheit, weil man keine Gegenwart mehr hat.

Angenommen, Sie treffen den Zwanzigjährigen, der Sie einmal waren: Hätten Sie sich etwas zu sagen?

Ich würde dem Zwanzigjährigen sagen: «Werde kein Arbeitsalkoholiker. Lerne, Stillstand als Fortschritt zu begreifen.» Es ist doch widersinnig: Je reicher die Menschen sind, desto mehr arbeiten sie. Kreative Musse ist demonstrativem Stress gewichen. Wer heute wichtig erscheinen will, muss unbedingt geschäftig wirken. Das Merkmal der wahren Aristokratie der Zukunft wird sein, dass man über seine Zeit verfügen

kann. Sollte der zwanzigjährige Peter Schmidt den Eindruck erwecken, meinen Vortrag zu verstehen, würde ich noch etwas hinzufügen: «Laufe nicht mit einer schlechtsitzenden Maske durchs Leben, unter der dein wahres Gesicht verfault.»

Gibt es, neben Senioren-Ermässigungen, Vorzüge des Alters?

Man begehrt die Dinge nicht mehr, die man sich früher nicht leisten konnte. Und man weiss, wie nichtig das meiste von dem ist, was man einst für vielsagend hielt. Aus Tragödien werden Komödien, und am Ende hat man nichts mehr zu sagen, weil wie bei einem alten Ehepaar alles gesagt ist. Man ist nur noch eine ehrbare Ruine und schaut zu.

Gibt es mit achtzig noch Glück?

Was Glücksektasen sind, weiss ich nur noch aus der Erinnerung. Aber dafür habe ich gelernt, dass es das Glück der Kontemplation gibt. Eine Blume betrachten und sich der Zeit überlassen – das kann Glückseligkeit sein. Auf einmal sieht die Welt aus wie mit Leuchtfarbe gemalt. Die Ruhe der Seele ist der grösste Schatz des Lebens. Das Friedliche am Alter ist, dass man es schafft, den Hass aus seinem Leben zu vertreiben, weil man begreift, dass der Hassende leidet und nicht der Gehasste.

Gibt es einen Satz, der Sie seit vielen Jahren begleitet?

Ja. Er lautet: «Verstehen tut man das Leben nur rückwärts, leben muss man es aber vorwärts.»

Wo möchte ein schönheitsversessener Mensch wie Sie sterben?

Die Villa Malaparte auf Capri würde Grandeur und *allure* bieten und gleichzeitig meine Lebenseinsamkeit versinnbildlichen. Meine zweite Wahl zum Sterben ist ein Haus in der Toskana nahe Bolgheri. Dort habe ich zwei Jahre lang mit John Neumeier gelebt – eine Zeit voller Naivität, Leichtsinn und Nerven-krisen. Die dritte Option ist eine Lodge in Namibia, um mich bei den Tieren zu entschuldigen, dir wir Menschen fast ausgerottet haben. ○

VORTEILS-
ANGEBOT
BEACHTEN

ICH BESTIMME.

MEIN KOMPLETTES
VORSORGEDOSSIER

Vorsorgeauftrag
Vollmachten
Patientenverfügung
Anordnungen für den Todesfall
Testament

Beobachter
EDITION

Mit Hintergrund-
informationen,
Schritt-für-Schritt-
Anleitungen,
Vorlagen, Formu-
laren, Downloads
und Online-
Archiv-Angebot.

Die persönliche Vorsorge nicht auf die lange Bank schieben.

Für den Fall der Fälle sind Sie gut beraten, die persönliche Vorsorge kompetent geregelt zu haben, damit dann gilt, was Ihnen wichtig ist. Und um Familie und Freunde nicht zu belasten.

Eine Patientenverfügung, einen Vorsorgeauftrag, das Testament und etwaige Vollmachten richtig aufzusetzen, ist anspruchsvoll. Mit «Ich bestimme.», dem Vorsorgedossier der Beobachter-Edition, erhalten Sie alle relevanten Informationen, leicht verständliche Schritt-für-Schritt-Anleitungen und die erforderlichen Vorlagen in bester Beobachter-Qualität. So bestimmen Sie kompetent, was im Fall der Fälle gilt. Umfassender Rat, Hintergrundinformationen und komplette Vorlagen für nur CHF 48.-.

Jetzt
bestellen:

www.beobachter.ch/vorsorge
oder telefonisch
058 269 25 00

Ihr Vorteilsangebot – zusammen für unschlagbare CHF 99.-



Ihr komplettes
Vorsorgedossier

Wert CHF 48.-

+

Beobachter
1-Jahres-Abo
Beobachter-
Mitgliedschaft

Wert CHF 129.-

Mit der Beobachter-Mitgliedschaft profitieren Sie von diesen Vorteilen:

- Beobachter-Magazin 26 Mal portofrei nach Hause geliefert
- Kostenlose Rechtsberatung durch 35 Experten
- Unlimitierter Zugriff auf die Online-Rechtsberatungsplattform Guider
- Beobachter-Ratgeberbücher zum Vorzugspreis

MIT VORTEILSANGEBOT CHF 78.- SPAREN



Sieg dank Geschick und Glück: «Seeschlacht von Salamis» von Wilhelm von Kaulbach.

Antike

«Jetzt steht alles auf dem Spiel!»

«Die Perser» von Aischylos ist die älteste Tragödie, die wir besitzen. Das Stück ist brennend aktuell – gerade auch im Hinblick auf den Besuch des iranischen Präsidenten Hassan Rohani. Von Kurt Steinmann

Mit «Die Perser» beginnt für uns die europäische Theaterliteratur. Das Stück wurde 472 v. Chr. in Athen uraufgeführt, acht Jahre nach der Seeschlacht von Salamis und der vernichtenden Niederlage des Perserkönigs Xerxes, die einem im Drama bewegend vor Augen geführt wird. Die Geschichte Europas hätte vermutlich, mindestens über Jahrhunderte hinweg, einen andern Verlauf genommen, wäre das Wunder von Salamis nicht Wirklichkeit geworden. In der Seeschlacht in der Meerenge bei Salamis schlugen die Griechen durch Geschick und Glück das übermächtige Heer der Perser – 1207 gegen 300 Schiffe – vernichtend.

In der Schlacht stossen Orient und Okzident zusammen – zum zweiten Mal nach Marathon, 490 v. Chr. –, ein Zusammenprall gegensätzlicher Kulturen, der über die Zeiten angedauert hat und heute wieder an Intensität zu gewinnen scheint. Aischylos (525–456 v. Chr.) hat in den «Persern», der einzigen griechischen Tragödie, die ihren Stoff nicht im Mythos, sondern im historischen Geschehen sucht, die gegenläufigen Denk- und Lebensmuster, den Antagonismus zweier Welten, klar herausgearbeitet: persische Despotie mit kniefälliger Verehrung des Gottkönigs ohne Rechenschaftspflicht gegenüber dem Volk versus die Idee der Freiheit, die sich keinem Untertan weiss («Keines Mannes Knechte stehen sie im Ruf zu sein

noch Untertanen», heisst es in Vers 242). Orientalischer Prunk steht gegen Griechenlands karge Erde. Und überwältigende Machtentfaltung, sich manifestierend in den klingenden Namen der vielen Führer (während kein einziger der griechischen Feldherren und Politiker mit Namen genannt wird), gegen Hellas' siegreiche Taktik als überlegene Denkkraft. Und aus Angst gefesselte Zungen gegen die Parrhesia, die Freiheit der Rede.

Demokratie vs. Despotie

Der Dramatiker Aischylos, der bei Marathon und bei Salamis dabei war, feiert den epochalen Sieg seines Volkes nicht als nationales, patriotisches Fest- oder Weihespiel, sondern würdigt ihn in der Spiegelung des Jammers des geschlagenen Feindes. Der Sieg der Griechen über die Perser tritt den Athenern im Theater als vernichtende Niederlage in der Perspektive des Feindes entgegen; dabei war das Wissen des Publikums dem der Theaterakteure von Grund auf überlegen, kannte doch jeder Zusehende den Ausgang des Konflikts.

Der griechische Zuschauer war aufgefordert, sich in die Lage des Feindes hineinzusetzen. Nirgends eine Spur von Schadenfreude, nirgends Triumphgefühle, nirgends Hohn, Spott und Verunglimpfung, sondern durchgehend Einfühlung in das schwere Schicksal der Perser

als Möglichkeit und Exempel menschlichen Scheiterns. Xerxes' Schicksal, der wiederholt als «stürmisch-impulsiv und draufgängerisch» charakterisiert wird, als einer, der «alles vernunftlos betrieb», ist ein warnendes Beispiel dafür, seine Grenzen ja nicht zu überschreiten. Er verkehrte in seinem Überstolz die Ordnung der Elemente, machte das Meer zum Land, indem er eine Brücke bauen liess, um den Hellespont, die Meerenge zwischen Europa und Asien, zu überqueren, so die gottgegebene Grenze zwischen den Erdteilen missachtend.

Athens Ruhm leuchtet auf dem Hintergrund der persischen Niederlage strahlend hell, tiefe Freude und Stolz werden die Herzen der Zuschauer erfüllt haben. Das eigene System, die athenische Demokratie, hatte sich gegenüber der persischen Despotie als überlegen erwiesen.

«Die Perser» ist kein Antikriegsstück. An keiner Stelle wird der Krieg verurteilt, aber das Drama zeigt drastisch, wohin strategische Tollkühnheit und verantwortungslose Massenausrüstung führen können. Es zeigt auch die potenzielle Anfechtbarkeit aller politisch Mächtigen und fordert die jetzt siegreichen Griechen mit ihren überlegenen Errungenschaften wie Redefreiheit und Kontrolle der Regierenden implizit auf, zu diesen Segnungen Sorge zu tragen. Sie sind nicht für immer gesichert. Falsche Führung kann katastrophale Folgen haben. «Die Perser» gehören auf die Spielpläne der Theater unserer Zeit.



Aischylos: Die Perser. Griechisch/Deutsch. Übersetzt und herausgegeben von Kurt Steinmann. Reclam. 128 S., Fr. 5.20



Die Bibel

Orientierungsverlust durch Rettungsgeschwafel

Von Peter Ruch

Und nun, was bringt es dir, den Weg nach Ägypten zu gehen, um Wasser des Nils zu trinken? Und was bringt es dir, den Weg nach Assur zu gehen, um Wasser des Euphrats zu trinken? (Jeremia 2,18). Ägypten und Assur sind zwei Paradebeispiele von autokratisch geführten Reichen in der Antike. Zu ihnen bildet Israel die Antithese. Abraham musste Ur am Euphrat, die Israeliten mussten Ägypten verlassen. Gott gab ihnen eine Rechtsordnung, wo das Individuum geachtet und die Staatsführung nicht vergöttert war. Die Grossreiche begleiteten Israel über Jahrhunderte als Bedrohung und als Versuchung. Auf die Versuchung spielt der Prophet Jeremia hier an. Sein Satz ist interessant und aktuell, denn Diktatoren und solche, die es werden wollen, sterben nie aus. Manche treten als halbstarke Bluffer auf und sind leicht zu durchschauen. Zum Wesen der Versuchung gehört jedoch, dass sie sich als Heilsbotschaft kostümiert. Manches deutet darauf hin, dass eine der populärsten Politikerinnen auf dieser Klaviatur spielt: Angela Merkel.

In ihrer Amtszeit handelte sie mindestens dreimal grossspurig und notfallmässig: bei der Griechenland-Pleite, nach Fukushima und angesichts der Migrationskrise. Wie ein Rettungsfahrzeug, das Rotlichter, Tempolimiten und Vortrittsrechte missachten darf, hudelte Merkel über Gesetze, Verträge und Zuständigkeiten hinweg. Der Euro entgrenzte ihre Macht, indem er die schwächeren Volkswirtschaften in die Verschuldung und damit in die Abhängigkeit der EU trieb, wo Merkel die erste Geige spielt. In der Willkommenseuphorie gab sie zu verstehen, dass bei Unbotmässigkeit gegenüber ihrer Flüchtlingspolitik Deutschland «nicht mein Land ist». In ähnlichem Ego-Jargon wandten sich einst die Kaiser drohend und väterlich «an meine Völker». Der Notfallmodus prägt Merkels Wortwahl: Rettung, Wende, Menschenleben. So werden autokratische Ansprüche salonfähig. Politiker wie Merkel begehen meist keine Verbrechen. Das ist auch nicht nötig. Sind die Gesetze und die Demokratie erst mal abgeräumt, besorgen die Spiessgesellen von morgen gerne den Rest.

Peter Ruch war Gemeindepfarrer in drei Gemeinden und lebt heute in Küssnacht am Rigi.

Kino

Falscher Sohn, falscher Vater

Die französische Boulevardkomödie hatte einst Esprit. Heute lahmt sie vor sich hin. Sechs Beispiele.

Von Wolfram Knorr

Feingemacht und hochgestimmt, quirlen sie durch den bunten Alltag, die Messieurs und Mesdames, bürgerlich saturiert und frei von Problemen. Doch unverhofft geraten sie aus ihrer Routine und in Turbulenzen, die sie für existenzbedrohend halten. Verdrängtes, Animositäten, Missverständnissen folgen – willkommen in der Boulevardkomödie! Eigentlich müssten die Franzosen das Metier beherrschen, tun sie aber immer seltener, nimmt man ihre jüngsten Filme zum Massstab.



Und die Komik? «Momo».

Momo — Monsieur Prioux geht mit Gattin Laurence im Supermarkt einkaufen. Da attackiert ein junger Zausel in seltsamem Kauderwelsch die beiden. Dann klaut er ihnen die Waren, die sie später in ihrem properen Heim wiederfinden. Die Prioux suchen wie aufgeschuchte Hühner den Einbrecher. Doch dann stellt sich heraus: Es ist ihr Sohn. Ihr Sohn? Sollten sie in ihrer langen Ehe gar einen Sohn vergessen haben? Laurence müsste es wissen und vermutet deshalb eine frühe Affäre ihres Mannes hinter dem Schlamassel. Der streitet es natürlich ab, die Turbulenzen beginnen. Bald stellt der vermeintliche Filius auch noch seine schwangere Frau den «Eltern» vor. Er ist taub (deshalb sein Kauderwelsch), sie blind – Missverständnisse über Behinderungen. Wo da die Komik sein soll, bleibt ein Rätsel. Dabei geht «Momo» auf ein enorm erfolgreiches Bühnenstück von Sébastien Thiéry zurück. Christian Clavier als Monsieur und Catherine Frot als Madame Prioux, zwei Boulevardprofis, spielen zumindest amüsant auf. ★★☆☆☆

Je vais mieux — Laurent, Architekt in einem renommierten Architekturunternehmen, verheiratet, Vater einer erwachsenen Tochter, ist ein grossäugiger, liebenwerter Duckmäuser, der sich vom Vorgesetzten schikanieren lässt und in der Ehe auch lieber klein beigt. Kein



Kokette Melancholie: «Je vais mieux».

Wunder also, dass er physisch leidet, an Rückenschmerzen. Er krebst von Arzt zu Arzt, probiert alles aus, auch Esoterik, bekommt den Hundeblick, was die Gattin davonlaufen und ihn bei seinem Zahnarzt-Freund, einem herrlichen Angeber, einziehen lässt. Irgendwann kapiert er, dass die Rückenschmerzen eine andere Ursache haben. In der Hypochonder-Komödie «Je vais mieux» von Jean-Pierre Améris spielt Eric Elmosnino den gedeckelten Laurent. In der koketten Melancholie ist der Film natürlich nicht so aufgedreht wie «Momo», aber in der bonbonfarben-saturierten Konventionalität unterscheiden sich die beiden kaum. ★★☆☆☆

La ch'tite famille — Noch ein Architekt, der frei von Gebrechen, dafür grossmäulig in der High Society von Paris verkehrt. Doch Valentin ist ein Hochstapler, der seine wahre Herkunft mit allen Mitteln zu verdrängen sucht. In Tat



Chaos bricht aus: «La ch'tite famille».

und Wahrheit ist er ein *Ch'ti*, stammt aus dem ärmlichen Norden des Landes und hat einen armen Bruder mit Geldsorgen, der ihn um Hilfe bittet. Valentin holt die Familie nach Paris, und das Chaos bricht aus. Klar, dass hier Dany Boon mit «La ch'tite famille» am Werk ist, einer Neuauflage seines Riesenhits «Bienvenue

chez les Ch'tis», der in Frankreich an die 21 Millionen Besucher in die Kinos lockte. Das schrie nach einer Variation. Aus dem Gegensatz von blasierem Wohlstand und Proll-Direktheit Spässe zu filtern, ist nicht neu, wird aber immer wieder gern gesehen. ★★★☆☆

Le brio — Professor Mazard ist Zyniker, Pfau, Macho und Rassist; mit einem Wort: ein Ekelpaket. An der renommierten Assas Law School demonstriert er das gleich an der neuen Studentin Neila, die zu spät kommt und überhaupt. Mit einer pompösen Suada kanzelt er sie im vollen Hörsaal ab. Das hat diesmal natürlich Folgen, über die der Dekan nicht mehr hinwegsehen kann. Mazard wird dazu verdonnert, die Neue für den alljährlich stattfindenden Rhetorikwettbewerb so zu präparieren, dass sie auch siegt. Gelingt ihm das nicht, fliegt er.

«Le brio» von Yvan Attal ist, im Gegensatz zu den anderen Klamotten, scharfzüngig mit einem fulminanten Daniel Auteuil als Lästler-Prof und Camélia Jordana als lernwilliger Studentin. Doch die verbale Rasanz verdeckt ein wenig den Uralt-Topos von «My Fair Lady»: Pygmalion und sein williges Geschöpf.



Verbale Rasanz: «Le brio» mit Daniel Auteuil.

Immerhin, es fallen Weisheiten, die die Komödie herausragen lassen: «Es geht darum, recht zu behalten. Die Wahrheit kann uns egal sein.» Autor Victor Saint Macary kennt den Schopenhauer und ist damit zeitgemäss.

★★★☆☆

Lola Pater — Zino, dessen Mutter gestorben ist, sucht seinen Vater, der vor Jahren von der Bildfläche verschwand – und erfährt, dass er sich in eine Frau umbauen liess. «Lola Pater»,



Dunkel umwölkt: Fanny Ardant in «Lola Pater».

mit Fanny Ardant als dunkel umwölkt Transsexuellen, bleibt leider eine Pseudo-Psycho-Quälerei. Verletzungen, Verwirrungen, Konfusionen, Schuldgefühle, heillose Interdependenzen, grosse Liebe – zu einem interessanten Konflikt, ob komisch oder nicht, findet «Lola Pater» nicht. Zutiefst pathetisch schleppt sich das Identitätsproblem dahin. ★★★☆☆

Knock — Omar Sy, seit «Intouchables» ein Star französischer Wohlfühlkomödien, ist in der Neuverfilmung der Medizinsatire «Dr.



Wehmut: Omar Sy in «Knock».

Knock» der legendäre Scharlatan, der sich im Knast Kenntnisse angeeignet hat und sie auf dem Land hemmungslos einsetzt. Von der irr-sinnigen Doppelbödigkeit des Bühnenhits ist nichts mehr vorhanden. Man denkt mit Wehmut an Louis Jouvet, der 1951 den medizinischen Rattenfänger zum Film-Meilenstein hochspielte. ★★★☆☆

Fazit: Der spielerische Mut, der federleichte Esprit, der einst das französische Kino so gross machte, ist nur noch rudimentär vorhanden. Ausnahme: Die 84-jährige Agnès Varda, die grand-mère der Nouvelle Vague, zeigt mit «Visages Villages», wie's geht.

Knorrs Liste

1	The King – Mit Elvis durch ... ★★★☆☆ Regie: Eugene Jarecki
2	The Sense of an Ending ★★★☆☆ Regie: Ritesh Batra
3	Visages Villages ★★★☆☆ Regie: Agnès Varda
4	Sweet Country ★★★☆☆ Regie: Warwick Thornton
5	The Bookshop ★★★☆☆ Regie: Isabel Coixet
6	In den Gängen ★★★☆☆ Regie: Thomas Stuber
7	Ocean's 8 ★★★☆☆ Regie: Gary Ross
8	On Chesil Beach ★★★☆☆ Regie: Dominic Cooke
9	Jurassic World: Fallen Kingdom ★★★☆☆ Regie: Juan Antonio Bayona
10	Tully ★★★☆☆ Regie: Jason Reitman

Jazz

Die wilde und die milde Seite des Tenoristen

Von Peter Rüedi

An seinem Instrument entwickelte Paul Gonsalves für sein Publikum das Suchtpotenzial, das der Polytoxikomane selbst in seinem wirklichen Leben kannte. Geboren 1920 bei Boston, starb er 1974 in London an einem durch Drogen verursachten Herzversagen. Heute weitgehend vergessen, war dieser wunderbare Tenorsaxofonist «Duke's man», vom Eintritt in Ellingtons Orchester 1950 bis zu seinem Tod. «Mex», wie sie Gonsalves nannten, hatte bei Ellington das Pult des grossen Ben Webster übernommen, dessen luftigem, voluminösem Ton-Ideal er in der Interpretation von Balladen viel verdankte. Allein, Mex war kein Webster-Epigone. In schnelleren Bluesnummern war er mit seinem von Understatement geprägten Sound, der dem Publikum Ekstasen ebenso suggerierte wie vorenthielt, ein Orgiast von grosser Abgefemtheit. In der Öffentlichkeit war er der Mann eines einzigen Solos. Das veränderte zwar nicht den Lauf der Welt, wohl aber den der Band, zu der er gehörte.

1956 trat das Orchester von Duke Ellington, das wie alle Big Bands nach dem Krieg etwas aus der Mode geraten war, am Jazzfestival von Newport auf, und Mex brachte mit einem Solo von 27 Chorussen (324 Takten) über Ellingtons «Diminuendo and Crescendo in Blue» die 7000 Zuhörer in eine Raserei, wie sie erst Rockkonzerte in den Sechzigern auslösen sollten. Ab diesem Tag war Ellingtons Band zurück im Geschäft. Und Gonsalves neben der Rolle als Balladier auf die des Einheizers fixiert. Dabei verband er wie kaum einer die Traditionen der grossen Swing-Tenoristen mit den flüssigen Vexierspielen des Bebop. Die wenigen Aufnahmen von ihm ausserhalb des Ellington-Kontexts lassen uns heute einen grossen Saxofonisten entdecken. Eine neue CD macht zwei frühere LPs wieder zugänglich: die eine im Quartett mit einer exzellenten britischen Rhythmusgruppe; die zweite, «Gettin' Together» auf Jazzland von 1960, prominenter besetzt mit Nat Adderley am Kornett und der Rhythmusgruppe Wynton Kelly, Sam Jones und Jimmy Cobb. Starke Statements eines grossen Vergessenen. Höchste Zeit für eine postume Rehabilitation.



Paul Gonsalves: Boon-Jackie-Boom-Chick; Gettin' Together. Phono 870286

Kampf des Jahrhunderts

Als Jack Johnson, Sohn eines ehemaligen Sklaven, 1908 zum ersten schwarzen Weltmeister im Schwergewicht aufstieg, glühte in den USA die weisse Elite vor Wut. Ein Herausforderer musste her, um die «Überlegenheit der weissen Rasse» zu demonstrieren. Von Giles Milton

Es war ein drückend heisser Nachmittag. Die Temperatur war auf mehr als 43 Grad gestiegen, und es regte sich kein Lüftchen. Doch die Hitze im Boxring in Reno, Nevada, war nichts, verglichen mit der aufgeheizten Stimmung im ganzen Land.

Am 4. Juli 1910 sollte einer der berühmtesten Boxkämpfe der Geschichte stattfinden, ein Kampf von Schwarz gegen Weiss, dessen verrücktes Ziel es war, die Überlegenheit der weissen Rasse zu demonstrieren.

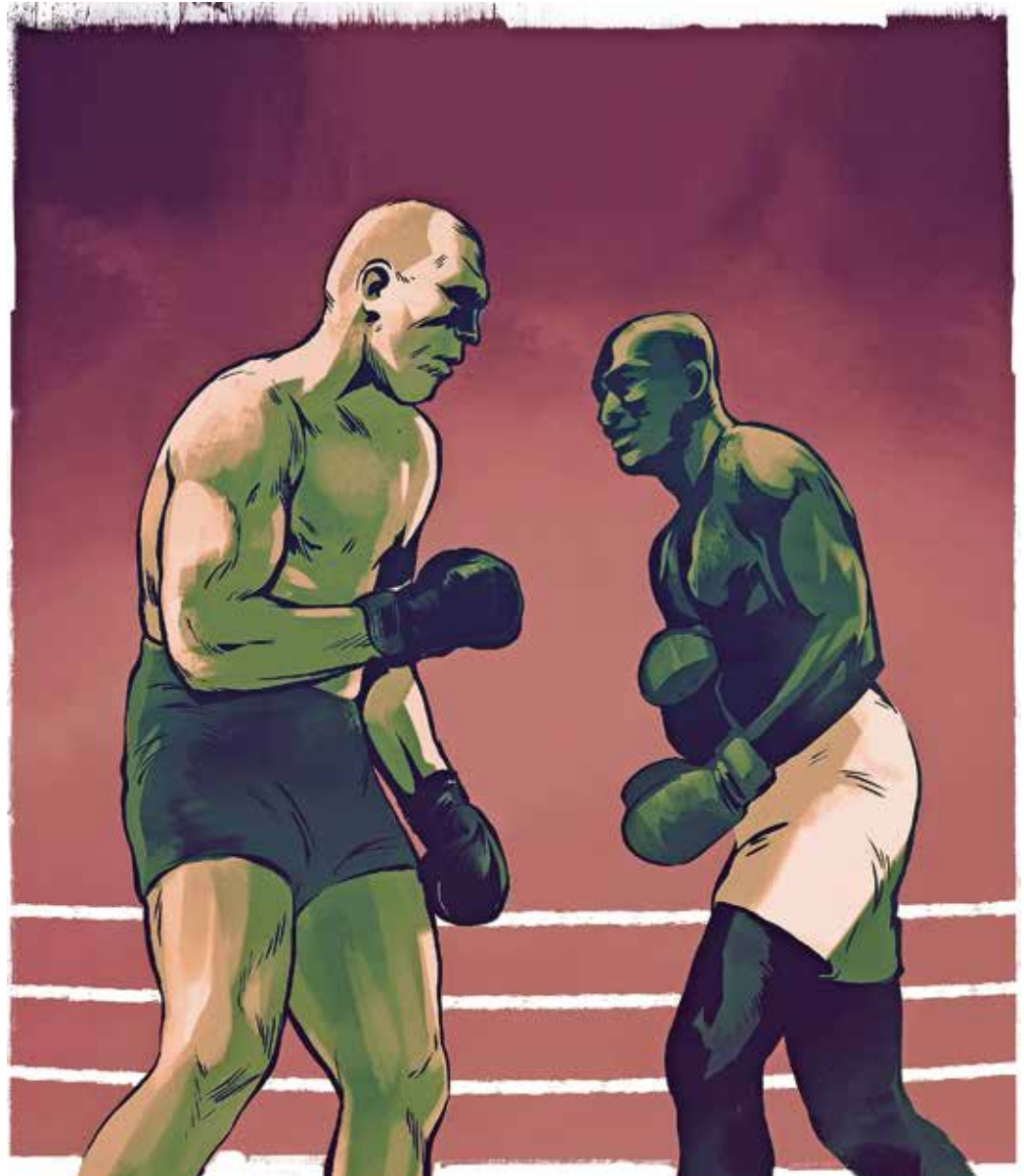
Die Männer im Ring waren beide unbestrittene Champions. Jack Johnson, der schwarzhäutige Sohn eines ehemaligen Sklaven, war 1908 nach einem K.-o.-Sieg gegen den kanadischen Kämpfer Tommy Burns zum Weltmeister im Schwergewicht erklärt worden. Sein Sieg hatte bei Weissen solch rassenbedingte Animositäten hervorgerufen, dass Boxveranstalter nach einer «grossen weissen Hoffnung» suchten, die den schwarzen Emporkömmling vernichtend schlagen würde.

Der Boxer, auf den sie sich einigten, war der ehemalige unbesiegte Meister im Schwergewicht, James Jeffries. Man überredete ihn, seinen Ruhestand aufzugeben, um Johnson herauszufordern.

Er schien der beste Kandidat zu sein, um Johnson in seine Schranken zu verweisen. Schliesslich hatte er sich unbesiegt zurückgezogen und war berühmt für seine aussergewöhnliche Kraft und sein Stehvermögen. Als geborener Linkshänder konnte er mit einem einzigen linken Haken einen Gegner k. o. schlagen.

Es gab allerdings ein Problem: Als der Kampf gegen Johnson arrangiert wurde, war Jeffries gänzlich ausser Form. Er hatte seit sechs Jahren nicht mehr geboxt und war massiv übergewichtig. Der offensichtlich rassistisch motivierte Kampf interessierte ihn nicht, er war durchaus zufrieden mit seinem neuen Leben als Bauer. Aber für die atemberaubende Summe von 120 000 Dollar liess er sich schliesslich doch in den Ring locken.

Im ganzen Land interessierte man sich heftig für den Kampf, und im Vorfeld stiegen Rassenkonflikte dramatisch an. «Kein Kampf im Ring hat je solch einen Andrang hervorgerufen», verkündete der *Los Angeles Herald*, «nie zuvor wurde um so viele Tausende von Dollars gekämpft oder bezahlte das sportbegeisterte Publikum so viel, um einen Kampf zu erleben.» Um Gewalttaten in der Arena zu ver-



«In jeder Hinsicht um Klassen besser»: Johnson (l.), Jeffries.

hindern, wurden das Tragen von Waffen und das Ausschänken von Alkohol verboten.

Jeffries hielt sich vor dem Kampf ausserhalb des Rampenlichts auf, während Johnson alles tat, um Aufsehen zu erregen. Siegesgewiss gab er Interviews und liess sich fotografieren. Er war ein Vorläufer der heutigen Sportberühmtheiten und tauchte wegen seiner häufigen Affären mit (weissen) Frauen regelmässig in den Klatschspalten auf.

Der Kampf fand vor 20 000 Zuschauern statt. Rasch wurde offensichtlich, dass Jeffries dem jungen schwarzen Champion seinen Willen nicht aufzwingen konnte. Johnson domi-

nierte vielmehr den ganzen Kampf hindurch, und nach der fünfzehnten Runde hatte Jeffries genug gelitten. Zum Entsetzen der weissen Zuschauer warf er das Handtuch.

Johnson erwies sich nicht als grossmütiger Sieger. «Ich habe gewonnen, weil ich bei diesem Kampf in jeder Hinsicht um Klassen besser war», sagte er. «Bevor ich in den Ring trat, war ich schon sicher, dass ich siegen würde.»

Das Resultat löste überall in den USA Rassenunruhen aus. Johnsons Sieg hatte die weissen Träume von einer «grossen weissen Hoffnung», die ihn besiegen sollte, zunichtegemacht. Viele Weisse fühlten sich durch

diese Niederlage zutiefst gedemütigt. Gemäss dem *Los Angeles Herald* «brachen überall im Land Rassenunruhen wie Hitzeaussschläge aus zwischen Weissen, die wütend und verletzt waren, weil Jeffries den Kampf in Reno verloren hatte, und Negern, die den Sieg von Johnson bejubelten».

Die Schwarzen jubelten in der Tat und feierten Johnsons Sieg als Segen für das Vorankommen ihrer Rasse.

In manchen Städten machte die Polizei gemeinsame Sache mit wütenden weissen Bürgern und versuchte, feiernde Schwarze zu

«Bevor ich in den Ring trat, war ich schon sicher, dass ich siegen würde.»

bändigen. Es gab Morde, Messerkämpfe und sogar Schiessereien. In New York kam es in allen ärmeren Vierteln zu gewalttätigen Ausschreitungen.

In über 25 Staaten und 50 Städten gab es Rassenunruhen. Es wurden dreizehn Tote verzeichnet, Hunderte wurden verletzt, manche schwer.

Der Dokumentarfilm über den Kampf, «Fight of the Century», verursachte fast so viele Kontroversen wie der Anlass selbst. Nach Johnsons Sieg gab es eine heftige weisse Kampagne für ein Verbot des Films. Die Möchtegernsensoren erhielten schwergewichtige Unterstützung durch den ehemaligen Präsidenten Theodore Roosevelt, einen begeisterten Boxfreund. In einem Artikel sprach er sich für ein Verbot des Films aus.

Erst 2005 entschied die Library of Congress, der Film sei wichtig genug, um in das National Film Registry aufgenommen zu werden. Fast ein Jahrhundert nach dem unrühmlichsten Anlass der Boxgeschichte hat der Kampf von Schwarz gegen Weiss endlich seinen offiziellen Platz in der Geschichte erhalten.

Anmerkung der Redaktion: Ende Mai begnadigte US-Präsident Donald Trump postum den schwarzen Boxer Jack Johnson, der 1913 – rassistisch motiviert – zu einer Gefängnisstrafe verurteilt wurde, weil er mit einer weissen Frau unterwegs war. Trumps Vorgänger, Barack Obama, hatte noch 2015 auf eine Rehabilitation Johnsons verzichtet.

Giles Milton, 52, ist Historiker und Bestsellerautor. Seine Werke wurden in über zwanzig Sprachen übersetzt. Er schreibt an dieser Stelle wöchentlich über «Mysterien der Weltgeschichte». Der «Meister der Geschichtserzählung» (*Sunday Times*) lebt in London und im Burgund. www.gilesmilton.com

Aus dem Englischen von **Thomas Bodmer**

Lesen Sie nächste Woche:

«Wie Churchill Schafe abschlachtete»



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Ich besitze ein Mehrfamilienhaus an bester Lage in Zürich, dessen Wert sich in den letzten Jahren vervielfacht hat. Als SVP-Wähler (früher FDP) hätte ich an sich kein Problem damit, meine langjährigen Mieter auf die Strasse zu stellen, die Wohnungen neu zu pinseln, Küche und Bad zu erneuern und den Mietzins den marktüblichen Preisen anzupassen. Schliesslich bin ich für den freien Markt. Doch ich brachte es bislang nicht übers Herz. Jetzt, da ich aber lese, dass selbst der grüne Stadtrat Daniel Leupi eine bescheidene Fünfstückwohnung am Stadtrand für 5080 Franken vermietet, halte ich es fast nicht mehr aus. Was soll ich tun? *Erich F., Zürich*

Zunächst staune ich über Ihr Klischeedenken, dass ein SVP-Wähler an sich kein Problem damit habe, «langjährige Mieter auf die Strasse zu stellen». Mindestens meine Erfahrungen entsprechen dem nicht. Andererseits glaubten Sie anscheinend bisher, dass Grüne ihre Mietobjekte zu unter dem Marktpreis liegenden Bedingungen vermieten würden. Auch das ist ein Kli-

schee! Wie viele sich sozial Gebärdende – vor allem Politiker – es doch gibt, die – sobald es um ihre eigenen Interessen geht – genau das Gegenteil tun.

Nun aber steckt wohl hinter Ihrer Frage etwas anderes. Sie besitzen ein Mehrfamilienhaus an bester Lage, haben langjährige Mieter, und Sie fragen sich: «Wie kann ich mehr herausholen durch die Miete?» Zumal zurzeit in der Stadt Zürich Wohnungen – nicht zuletzt dank des städtischen Wohnungsbaus – knapp und damit teuer werden. Durch bauliche Verbesserungen könnten Sie höhere Mietzinse verlangen.

Ich würde mich zuerst fragen: Schätzen denn Ihre langjährigen Mieter diese teuren – ich nehme an, nicht dringend notwendigen – Verbesserungen? Möchten Sie diese nicht fragen, ob sie lieber in einer frisch gepinselten Wohnung mit neuer Küche und modernerem Bad bei gleichzeitiger Mietzinserhöhung von soundso viel Franken leben möchten? Vielleicht wünschen sich die Mieter den bisherigen, unvollkommenen Wohnungsstandard zum bisherigen Mietzins. Wenn die Mehrheit Neuerungen und Mietzinserhöhungen möchte, dann würde ich investieren, andernfalls nicht. Natürlich ist die Frage hinfällig, wenn die Erneuerung unumgänglich ist.

Auch in der Marktwirtschaft sind zufriedene Mieter viel wert! Und Ihre erkennbaren Gewissenskonflikte sind Sie dann auch los.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

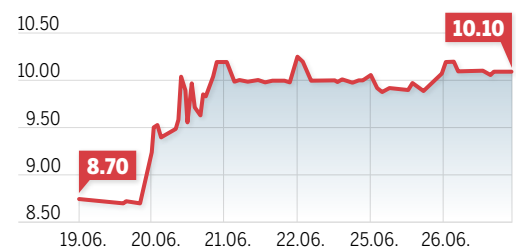
Gewinner der Woche

Johann Schneider-Amman's Spuren

Die Bieler Mikron-Gruppe hat letztes Jahr mit Umsatzrückgang sowie Steigerungen von Investitionen und Bestellungen Atem geholt, nun scheint der Sauerstoff in die Muskeln zu gelangen. Vor Tagen veröffentlichte das auf Metallbearbeitung und Automatisierung spezialisierte Unternehmen eine günstige Vorabmeldung zum ersten Semester und für 2018 rechnet die Firmenspitze mit einem Umsatzplus von 20 bis 30 Prozent, die Betriebsmarge könne gegen 5 Prozent klettern, dies nach 0,5 Prozent 2017. Der Aktienkurs sprang sogleich auf ein Niveau, das letztmals 2014 kurze Zeit beobachtbar war. Mikron, 1908 gegründet, kennt eine turbulente Geschichte mit vielen Leidensphasen, etwa das Aufblähen und Platzen der Internetblase ums Jahr 2000, mit deren Bewältigung

Aktienkurs von Mikron AG

Vom 19. bis 26. Juni 2018, in Franken



QUELLE: SIX

auch Johann Schneider-Amman befasst war. Die Amman-Gruppe hält 42 Prozent an Mikron. Schneider-Amman's Nachfolger als Verwaltungsratspräsident ist der von SFS her erfahrene Heinrich Spoerry. *Beat Gygi*



Thiel

WM

Von Andreas Thiel

Schlawiner: Wie kommt man zu Geld?

Schlingel: Wir lassen Millionäre für uns arbeiten.

Schlawiner: Millionäre müssen nicht arbeiten.

Schlingel: Wenn sie nicht arbeiten wollen, sollen sie spielen.

Schlawiner: Was sollen sie spielen?

Schlingel: Fussball oder so.

Schlawiner: Weshalb sollten Millionäre Fussball spielen?

Schlingel: Sie könnten für die Armen spielen. Wenn ein paar unfaire Millionäre dabei sind, die beim Spielen die anderen Millionäre schubsen und am T-Shirt ziehen, macht das den Armen sicher Spass. Wenn auch noch wehleidige Millionäre darunter sind, die sich mit schmerzverzerrtem Gesicht am Boden wälzen, ist es für die Armen doppelt lustig.

Schlawiner: Wir könnten auch schlecht erzogene Millionäre mitspielen lassen, die gerne mit nacktem Oberkörper primitive Gesten machen.

Schlingel: Sehr gute Idee.

Schlawiner: Und du denkst, dass das die Armen interessiert?

Schlingel: Alle Armen dieser Welt leben in irgendeinem Land. Wir lassen Millionäre verschiedener Länder gegeneinander spielen. Wenn wir Glück haben, sind auch nationalistische Millionäre darunter, welche die armen Zuschauer anderer Länder mit nationalistischen Gesten provozieren.

Schlawiner: Die Millionäre müssten allerdings auch für das Spiel trainieren.

Schlingel: Na und? Millionäre haben ja Zeit.

Schlawiner: Aber Millionäre interessieren sich doch nur für Geld.

Schlingel: Dann lassen wir sie um Geld spielen. Dafür trainieren sie sicher gerne.

Schlawiner: Und wer soll das bezahlen?

Schlingel: Die Armen.

Schlawiner: Die Armen haben doch kein Geld.

Schlingel: Wenn wir alle Armen auf der ganzen Welt zuschauen lassen und von jedem nur ein bisschen Geld verlangen, dann kommen Milliarden zusammen.

Schlawiner: Das könnte die Millionäre interessieren.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Generalabonnement, lebenslang

Sommernachtsfest und Führungswechsel im Zürcher Sogar-Theater.

Von Hildegard Schwaninger

Eines der erfolgreichsten Theater der Stadt Zürich ist das Sogar-Theater. Es liegt in einem Hinterhof an der Josefstrasse im Stadtkreis 5, und es ist praktisch jeden Abend ausverkauft. Gut, es hat nur siebzig Sitzplätze, aber auch die lassen sich nur füllen, wenn das Programm ansprechend ist. Der Gründer des Theaters, Peter Brunner, und seine Partnerin, die Künstlerin und Köchin Doris Aebi, machen ein hochwertiges Programm, das vor allem Freunde der Literatur begeistert. Die beiden haben das Theater vor zwanzig Jahren gegründet, letzten Samstag haben sie mit einem grossen Sommerfest ihren Abschied vollzogen, ihre Nachfolgerinnen vorgestellt: Ursina Greuel und Tamaris Mayer. Die neuen Leiterinnen werden das Sogar-Theater im gleichen Sinne weiterführen, als «niveauvolles Theater mit viel Inhalt». Nach einer sanften Renovierung in diesem Sommer wird der Theatersaal etwas grösser; eröffnet wird mit «Die Gottesanbeterin» von Anna Papst und einem Abend mit der schweizerisch-deutschen Lyrikerin Nora Gomringer.

Peter Brunner, 64, hat ein interessantes Zukunftsprojekt: der Roman «Alles in Allem», Kurt Guggenheims historisches Porträt der Stadt Zürich der Jahre 1900 bis 1945 als Zeitreise. Sechzehn Vorstellungen an verschiedenen Schauplätzen sind geplant, im Mai/Juni 2019. Bevor er Theaterleiter wurde, war Brunner Buchantiquar und Bibliothekar, seine Liebe zur Literatur ist unverbrüchlich.

Am Sommernachtsfest des «Sogar Theaters» waren viele, die das Theater unterstützt haben (und, wie sie versprochen, weiter unterstützen werden). Alt Stadtrat Martin Vollenwyder, Präsident der Zürcher Tonhalle, hielt die Laudatio auf Peter Brunner und Doris Aebi: «Sie haben ein Theater gegründet und geführt, wo das Wort im Mittelpunkt steht. Und nicht nur für das geistige Wohl wird gesorgt, auch für das leibliche.» Bar und Theke sind in den Zuschauerraum integriert, Doris Aebi hat für ihre Gäste auch immer etwas Gutes zum Essen bereit. Vollenwyder habe, so Brunner, dem Theater immer beigestanden, auch mit finanzieller Hilfe. Finanzielle Hilfe kommt auch von der Dr.-Stephan-à-Porta-Stiftung, deren Geschäftsführer Armin Isler anwesend war, wie von den 900 Mitgliedern des «Freundeskreises des Sogar-Theaters» mit ihrem jährlichen Obolus und ihrer Treue zu Kunst und Literatur. Stadtrat Richard Wolff war unter den Gästen, Ex-Stadträtin Ruth Genner, Theaterdirektor Peter Doppelfeld (Kammertheater Stok).

Die Gäste wurden grosszügig bewirtet. Ein Pizzaiolo vom benachbarten «Santa Lucia» stand mit seinem Pizzaofen im Hinterhof, Pizza konnte man essen, so viel man wollte, gespendet von Rudi Bindella.

Verwöhnung der Gäste auch durch das reiche künstlerische Programm, gestaltet von Habitués des Sogar-Theaters. Schauspieler, Sprecher und Sänger Eric Rohner, der TV-Spot-Lottomillionär, Velofahrer und Lokalgrösse im



Fast verliebt

Zwei gegen Papi

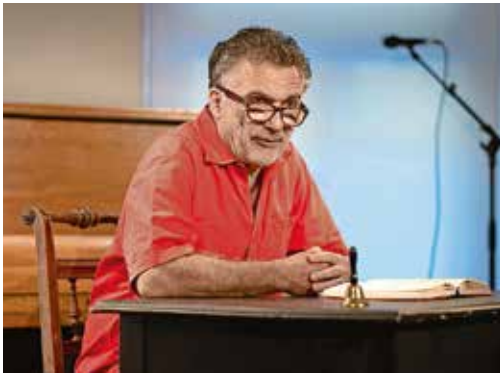
Von Claudia Schumacher

Noah liegt auf dem Wickeltisch, heult sich kraftlos, Christian hantiert angespannt an der Windel und versucht, beruhigend auf ihn einzureden. Gleich könnte die Situation das nächste Eskalationslevel

erreichen – da betritt Anja den Raum. Beim Anblick von Mann und Sohn rauschen Gefühle durch ihren Körper, die widersprüchlich sind. Da ist diese schlaflose Gereiztheit, die schnell zu Wut wird. Da sind diese grenzenlose Liebe und das Mitleid für Noah, der jetzt auch schon seit drei Tagen krank ist. Hinzu kommt die Enttäuschung über Christians Unbeholfenheit mit dem Kleinen. Und noch etwas, was sie sich nie laut eingestehen würde: Schadenfreude. Ein böser Triumph über ihren Mann, und sie geniesst ihn. Zu einem hohen Preis, ja, aber sie geniesst ihn. Der Gefühlsrausch ist zu schnell, zu wirr, als dass sie ihn reflektieren könnte, doch immerhin sendet ihr Unterbewusstsein ein leises Signal an Anjas Schaltzentrale: «Da wäre jetzt eine Wahl, die du treffen könntest, wenn du einen Moment innehieltest.» Sie könnte zu den beiden hingehen, hinter Christian stehen bleiben, ihm die Hand auf die Schul-



Hochwertig: Peter Brunner, Doris Aebi.



Las Tucholsky: Eric Rohner.



Spontan-Ansprache: Ander-Huber, Vogel.

Kreis 5 (Brunner: «Sein Reichtum ist die künstlerische Freiheit, zu tun, was er will»), las Texte von Kurt Tucholsky. Volker Ranisch nahm sich Theodor Fontane vor und karikierte dessen Lust am Zweifeln («auch Peter Brunner ist ein ewiger Zweifler») sowie dessen archaisches Frauenbild. Sehr lustig! Klaus Henner Russius hielt eine kurze Spontan-Ansprache, die Schauspieler Helmut Vogel und Renée Ander-Huber zitierten Karl Valentin und sangen «Sag beim Abschied leise Servus!», passend zur Situation. Das Glauser-Quintett trat als Trio auf mit Texten von Robert Walser. Eine Hommage an Peter Brunner und Doris Aebi realisierte Filmmacher Stefan Haupt («Der Kreis») mit einem Film (ermoglicht durch das Sponsoring der Migros). Zu Wort kamen Nationalrätin Doris Fiala, Schauspielerinnen Mona Petri, ihr Vater Daniel Fueter, Schauspielerinnen Graziella Rossi, Regisseur Peter Schweiger et cetera, die zwanzig Jahre Sogar-Theater verbal Revue passieren liessen. Als grandioses Finale spielte die Band W stentisch zum Tanz auf. Bis ein Uhr früh.

Der Frauenuberschuss ist immer gigantisch im Sogar-Theater, die treuen Besucherinnen sprechen, wie ubrigens auch Ex-Stadtrat Vollenwyder, sogar von «Heimat» (Brunner: «Ich habe das tollste Publikum von der ganzen Stadt»). So fragten sie nach dem Jubelfest besorgt, ob sie Brunner nun gar nicht mehr sehen wurdien. Er spendete Trost: «Ich werde nach wie vor als Gast im «Santa Lucia» sein. Mindestens funfmal in der Woche.» Und natürlich Besucher im Sogar-Theater. Seine Nachfolgerinnen machten ihm und Aebi ein Geschenk: ein Generalabo fürs Theater – lebenslang.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

ter legen, fragen, ob er Hilfe braucht, und dabei etwas Distanz zu Noah halten. Sie könnte die zwei machen lassen.

Aber sie könnte auch... Da wirft Noah ihr schon einen Blick zu, vorbei an Christian, und schreit: «Mami!» – womit die Würfel gefallen sind. Anja folgt dem erstbesten Impuls, eilt zum kranken Schatzchen, sagt: «Schsch, mein Engel, Mami ist ja da!» Am Wickeltisch angelangt, stösst sie Christian regelrecht zur Seite, stöhnt genervt, führt ihn an: «Ey, checkst du nach zwei Jahren etwa immer noch nicht, wie man Windeln wechselt und seinen Sohn beruhigt? Mein Gott!» Christian murmelt betreten irgendwas, streicht sich erschöpft die Haare aus dem Gesicht, ist erleichtert, dass Anja ubernimmt, aber vor allem ist er: sehr, sehr unglücklich. Und das schon ziemlich lange.

Seit Noah auf der Welt ist, genieisst Anja die Allmacht, die das Kind ihr beimisst. Christian

hat den Eindruck, dass seine Frau die von Natur aus starke Mutterbindung noch verstärkt, ein Bollwerk gegen ihn errichtet, ihn seine Nutzlosigkeit, seine Zweitrangigkeit, ja seine Entbehrlichkeit spüren lässt, wo sie nur kann. Mitunter ist er so verstört, so entfremdet vom Kind, dass er es anschaut und sich fragt, ob es uberehaupt seins ist. Er spürt sich nicht mehr. Er spürt das Kind nicht mehr. Und wen er schon lange nicht mehr spürt, nicht mehr spüren will, ist seine Frau.

Anja streichelt die Wange ihres allerst nsten Sohnes, sie beugt sich zu ihm, küsst die Tränen weg. Für all die Male, in denen ihr Mann sie nicht wertschätzte, sie nicht beachtete, für all die Male liebt und braucht Noah sie tausendmal. Ein Gefühl, das er ihr mit jedem Atemzug schenkt. Er ist hilflos. Und sie ist s chtig nach ihm.



Unten durch Tugenden

Von Linus Reichlin

Nehmen wir mal an, du machst Ferien in Alicante, aber es sind auch noch andere Schweizer da. Man kann ja nirgendwo mehr hinfahren, wo nicht auch andere Schweizer sind. Du bist ein weltoffener Mensch und möchtest in Alicante Menschen aus Saudi-Arabien kennenlernen und nicht aus Effretikon. Aber die Hotels, die sich die Schweizer mit ihrer Rente leisten können, sind zu teuer für die  lscheichs, und deshalb sass gestern im Hotelrestaurant ein CH-Ehepaar neben euch und nicht der Emir von Golfnien. Deine Frau, die natürlich wieder mal uberehaupt nicht kapierte, wie gefährlich die Situation war, sagte: «Schatz, ich...» Du sagtest: «Pst!» Sie fragte: «Warum?» «Parl fronz s», hast du ihr zugeflüstert, «on cet table sont des suisses allmonds.» «Was?», fragte deine Frau. Dein Französisch ist zugegebenermassen reparaturbed rftig, also hast du's auf Englisch versucht: «Darling, I really would prefer to talk with the Emir of Gulfina and not with people from you know what I mean. From the small country. Cheese-eaters. Famous for chocolate. Don't speak our language! If they hear it, they will immediately talk with us!» «S g emal, spinnst du jez oder waas?», sagte deine Frau laut. In diesem Moment warst du sehr froh, dass du dich im Zweiten Weltkrieg nicht als Jude mit ihr in einem Estrich verstecken musstest, denn bestimmt hätte sie beim ersten Stiefelpoltern laut gerufen: «Schatz, sind das die Nazis, die da unten einen solchen Lärm machen?»

Dein Landsmann am Nebentisch sagte: «Gh r ich da Schwyzert tsch? Gr ezi mit de Hand!» Er und seine Frau wollten sofort ubere alles reden, was Schweizer interessiert: Preise, Wetter, Philosophie, Raumfahrttechnik. Letztes Jahr auf den Malediven lagst du weit draussen im Meer auf der Luftmatratze, und plötzlich tauchte ein Unternehmer aus Winterthur vor dir auf und sagte: «So, au uff de Maledive? Sch ns T gli h t! Und fascht kei Haifisch, sehr agnehm! Aber s Buffet im Hotel: Dasch not state of the art!» Es ist ungl ublich schwierig geworden, im Ausland Schweizer abzuwimmeln. Früher war das anders. Früher hatten die Schweizer noch den Anstand von Gefängnisinsassen. Dir hat mal ein

» Fortsetzung auf Seite 62

Einbrecher erzählt, dass er, wenn er in Freiheit einen sieht, der mit ihm im Gefängnis war, so tut, als sehe er ihn nicht. Er ignoriert ihn einfach und der andere ihn auch. Denn wenn man so lange gemeinsam auf engstem Raum eingesperrt war, möchte man, wenn man draussen ist, nicht darüber reden. Aber seit sie deutsches Privatfernsehen empfangen können, glauben die Schweizer, dass Geselligkeit etwas Tolles ist. Sie wollen im Ausland so lustig und locker sein wie die Deutschen, die in jedem Ferienort Kolonien gründen, die sie mit ihren Bierbäuchen gegen jeden verteidigen, der nicht akzentfrei «An-Gela Merggel» sagen kann. Jedenfalls hast du heute am Strand von Alicante zu deiner Frau gesagt, dass, falls die Bürglers – so heisst das Ehepaar, das euch gestern Abend belästigt hat – heute wieder Schweizerdeutsch mit euch reden wollen, du ihnen erzählen wirst, dass du seit deinem 18. Lebensjahr im Gefängnis warst und dort gelernt hast, in Freiheit nicht mit anderen zu sprechen, die wie du wegen Doppelmordes im Knast sassen.

Es ist leider so: Du bist der letzte richtige Schweizer. Du machst diesen Geselligkeitswahn nicht mit. Ein echter Schweizer ist zurückhaltend und in gesundem Mass schüchtern, und zwar sowohl gegenüber Ausländern wie Einheimischen. Wenn Ausserirdische landen würden, wäre er auch ihnen gegenüber zurückhaltend und würde so tun, als sehe er sie nicht. Falls es einen Gott gibt, wird der Schweizer der einzige Erdbewohner sein, der sich nicht gleich bei ihm unterhakt und mit ihm zu schunkeln beginnt. Das sind die Tugenden, die nur du noch hochhältst. Eigentlich gehört dein Kopf auf die Schweizer Fahne, und darunter müsste stehen: «Proud to stay allei, i de Ferie und diheil!»

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Champagner, als Sekt verkleidet

Von Peter Rüedi

Eigentlich bin ich für die Beurteilung dieses Weins dreifach disqualifiziert. Zum einen bin ich, hauptsächlich dank meiner Leidenschaft für Riesling und Pinot noir, erst langsam daran, mein Defizit in der Wahrnehmung von deutschen Weinen zu beheben. Zweitens bin ich ein Banause in der Beurteilung von Schaumweinen jeder Stilhöhe, vom Prosecco bis zu den Flaschen von Dom Pérignon. Die Blasen im Glase verstellen mir die Aromen des Weins – unmöglich, mir einen Meursault von Cochedury als Schäumer vorzustellen. Drittens jagt mir das Wort «Sekt» nach wie vor einen Schauer über den Rücken. Darin schwingen so viele önologische Unsäglichkeiten mit, mit dem euphemistisch «halbtrocken» genannten, ehemals volkseigenen DDR-Staatschäumer Rotkäppchen-Sekt als Tiefpunkt auf der nach unten offenen Sektskala, dass ich die, wider inzwischen aufgedämmertes besseres Wissen, einfach nicht ganz loswerde, wenn von deutschem Sekt die Rede ist.

Wobei mir bekannt ist, dass dessen beste Exemplare inzwischen in Blinddegustationen von in der Materie berufenen Spezialisten sogar französische Spitzenchampagner schlagen.

Die besten kommen vom Spitzensekt-Crack Volker Raumland. Auf verschiedenen Preisebenen, von fast rufschädigend günstigen Volksausgaben (wenig über 20 Franken!) bis in die mittlere Champagner-Klasse, produziert er, immer der Maxime «Schwereelosigkeit, Finesse und Eleganz» verpflichtet, relativ alkoholarme, vielschichtige, lange auf der Hefe gelagerte Schaumweine, bei denen die Betonung auf dem zweiten Teil des zusammengesetzten Hauptworts liegt. Keiner wird vor Ablauf von vier Jahren auf der Hefe debouchiert.

Der 2010er Pinot Prestige Brut ist jetzt im Handel. Mit seiner konzentrierten weissen Frucht und seiner umwerfenden mineralischen Frische, seiner Struktur und Länge fegt er mit dem ersten Schluck alle meine vernagelten Vorurteile über deutschen Sekt vom Tisch. Das gilt nicht weniger für den Raumland 2012er Rosé Brut, einen klaren, frischen Wein mit toller Pinot-Charakteristik. Der wird mit seiner eleganten Spannung auch spielend mit meiner zusätzlichen Skepsis gegenüber Rosés aller Art fertig. «Brut» bedeutet bei Raumlands Weinen nicht ein bisschen trocken. Sie haben nicht mehr als drei Gramm Restzucker; das entspricht dem, was bei französischen Champagnern «ultra brut», «brut nature», «non dosé» oder «zéro dosage» heisst.

Raumland Pinot Prestige Brut Blanc de Noir 2010. 12%. Peter Kuhn Weine, Zürich. Fr. 32.–.
www.peterkuhnweine.ch, contact@peterkuhnweine.ch
Raumland Rosé Prestige Brut 2012. 12%. Fr. 23.– (ebd.)



Salz & Pfeffer

Pfälzer Saumagen

Von Andreas Honegger

Als Lieblingsessenspeise Helmut Kohls ist uns der Pfälzer Saumagen zum Begriff geworden, allein, probiert haben wir das Gericht noch nie. Für den Besuch der formidablen «Etrusker»-Ausstellung im Schloss Karlsruhe suchten wir eine Unterkunft und

wurden jenseits des Rheins in Hayna in der Pfalz fündig. Die «Krone» in Herxheim Hayna ist ein grosses Hotel mit Schwimmbad und Wellness-Bereich in einem Dorf mit Fachwerkhäusern in der flachen Landschaft.

Die «Krone» ist ein Traditionshaus mit guter kulinarischer Ausstrahlung. Von der langen Wand vor den Gaststuben lachen einem Kanzler, Bundespräsidenten und Prominente zu, die hier einzukehren pflegten und pflegen. Die Küche von Karl-Emil Kuntz wird seit dreissig Jahren mit einem Michelin-Stern dekoriert und mit 18 Punkten von Gault Millau. Im Gourmet-Restaurant und in den «Pfälzer Stuben» hat sich viel lokale Küchentradition erhalten.

Schon die Amuse-Bouches, die in grosser Auswahl auf den Tisch kamen, liessen aufhorchen – unter anderem ein samtiges Zucchiniisüppchen, eine delikate Terrine von Hühnerfleisch mit Gelee, eine Pastinaken-Mousse und ein klitzekleines Saumagenwürstchen. Wir liessen

der Vorspeise ein Carpaccio vom gebratenen Pfälzer Saumagen auf lauwarmem Weisskrautsalat folgen und waren begeistert. Es schmeckt etwa so wie die feinen Räder einer extragrossen Berner Zungenwurst. Die mit Salaten und Kartoffelwürfeln dekorierte Portion würde hierzulande als Hauptspeise durchgehen. Aber da kamen dann noch ein Kalbs-Entrecôte mit einer provenzalischen Persillade, eine grosse Portion Spargel – der praktisch vor dem Haus angebaut wird – und diverse Landrauchsinken. Die Spargeln waren etwas knapp blanchiert, was sie zwar sehr knackig im Biss sein liess, aber ihr volles Aroma leider nicht zur Geltung brachte. Zusammen mit dem Pfälzer Riesling bezahlten wir zu dritt 150 Euro. Das ganze Gourmetmenü wäre indes teurer als unsere «Eigenkomposition» à la carte.

Krone, Hauptstrasse 62–64, Herxheim Hayna. Tel. +49 7276 5080. www.hotelkrone.de



Auto

Schön entspannt

Der Range Rover Velar ist das SUV für Stilbewusste, ein Design-Wurf und ein Wagen für souveränes Vorankommen. *Von David Schnapp*

Im Bereich SUVs/Offroader/Geländewagen setzen die britischen Spezialisten von Land Rover mit schöner Regelmässigkeit Wegmarken. Das beginnt beim schier unverwüstlichen Defender, der kürzlich zum letzten Mal vom Band lief, um demnächst wohl mit besserem Fussgängerschutz und modernerer Technik wiedergeboren zu werden. Es geht weiter mit dem Range Rover, dem unerreichten Urtypus des SUV, einer Mischung aus britischer Eleganz und der Derbheit von Gummistiefeln, die man auch mal über die Anzughose zieht, wenn es schmutzig werden sollte auf dem Land draussen. Mit dem auffälligen SUV-Coupé-Cabrio Evoque und zuletzt mit dem Velar haben die Land-Rover-Strategen weitere Autos geschaffen, die so solide wie unkonventionell sind.

Ihr letzter Wurf ist «das MacBook unter den SUV» (*Die Welt*), die «britische Avantgarde» (*Blick*) – eben der Velar. Der Name geht zurück auf die sechziger Jahre, als der erste Range Rover in Arbeit war, den Land Rover vor der Konkurrenz verstecken wollte und ihn deshalb

mit dem lateinischen Verb *velare* (verstecken) bezeichnete. Das ist nicht ohne Ironie, weil der heutige Velar ziemlich das Gegenteil davon ausdrückt: Er ist vielmehr ein Auto, in dem man sofort gesehen wird, das durch seine Grösse und gleichzeitige Eleganz auffällt – eine Schönheit in der Masse des vorwiegend funktionalen modernen Autodesigns, mit fließenden Flächen, feinen Linien und schönen Details wie versenkbaren Türgriffen oder den schmalen, vom Heck in die Seiten fließenden Leuchten.

Im Innern des Velar stösst man auf ein neuartiges Bedienkonzept mit zwei hochauflösenden, übereinander angebrachten Bildschirmen, über welche man die meisten Fahrzeugfunktionen steuert. Die Funktionen können teilweise von einer Anzeige in die andere verschoben werden, stimmungsvolle Grafiken verschönern die Atmosphäre zusätzlich. Teilweise leidet die Bedienung noch etwas an Überkomplexität, aber das Konzept ist ohne Zweifel ausbaufähig, auch im neuen Audi A8 gibt es beispielsweise ein ähnliches System.

Der gut 2 Tonnen schwere, 4,6 Meter lange und 2 Meter breite Velar mit dem Kombi-grossen Kofferraum fährt sich auf Strassen wie ein typischer Land Rover: souverän und fast mühelos. Der neue Vierzylinder-Turbo-benziner mit 300 PS kommt mit dem doch ziemlich massiven Wagen problemlos zurecht und schiebt ihn kräftig voran. Wie jeder Range Rover hat auch der Velar ausgeprägte Fähigkeiten im Gelände – die Gummistiefel sind sozusagen auf Knopfdruck bereit –, aber das entspannte Dahingleiten auf der komfortablen Luftfederung (1780 Franken) scheint mir dann doch typengerechter.

Denn am Ende ist der Velar das SUV für Stilbewusste, ein Auto für Leute, die morgens am Kleiderschrank Hose, Socken und Gürtel nicht gedankenlos rausnehmen, sondern bewusst aufeinander abstimmen – schliesslich ist Gedankenlosigkeit keine ausgesprochene Tugend.

Range Rover Velar P300 SE
Leistung: 300 PS/221 kW; Hubraum: 1997 ccm;
Höchstgeschwindigkeit: 234 km/h; max.
Drehmoment: 400 Nm (bei 1500 U/Min);
Beschleunigung 0–100 km/h: 6,0 sec;
Verbrauch (NEFZ-Norm): 8,3 l/100 km;
Preis: Fr. 66 400.–, Testwagen Fr. 100 340.–

Meister-Holzer mit Gespür

Eiger, Mönch und Motorsäge: In Brienz wird wettkampfmässig Kleinholz produziert. Timbersports erobert die Schweiz und begeistert das Publikum.

Von Thomas Renggli

Wo gehobelt wird, fliegen Späne. Und wo die besten Sportholzfäller am Werk sind, heulen die Maschinen und krachen die Äxte. «Stihl Timbersports Swiss Championship» heisst die Veranstaltung, die das beschauliche Städtchen Brienz im Berner Oberland aus dem gemächlichen Frühsommer-Rhythmus reisst.

An der Seepromenade kündigt der Klang der Nationalhymne Grosses an. Auf dem Platz zwischen Schiffslandesteg und Wettkampfbühne bleibt keine Fussbreite unbesetzt. Mehr als 2000 Zuschauer sehen das packende Finale, in dem sich der Waadtländer Christophe Geissler und der Zürcher Stephan Hübscher um den Titel duellieren. In der Disziplin «Hot Saw», in der mit einer getunten, 65 kg schweren und 80 PS starken Motorsäge

Die vielen heftigen Stürme in diesem Jahr haben sich positiv auf den Formstand ausgewirkt.

drei Holzscheiben von einem Stamm geschnitten werden müssen, fällt die Entscheidung um den Titel.

Hübscher legt mit der chirurgischen Präzision eines Zahnarztes eine ganz starke Marke vor. Das Publikum hält den Atem an. Geissler, der grosse Favorit, darf sich keinen Patzer leisten. Der Romand behält die Nerven und setzt mit der zweitbesten Zeit den meisterlichen Schlusspunkt hinter seine Performance: «Ich bin glücklich, dass ich in dieser genialen Atmosphäre meinen Titel verteidigen konnte», sagt er überwältigt.

Hochprofessionell und ausgeklügelt

Timbersports wird hochprofessionell betrieben und verfügt über ausgeklügelte Regeln. Um einen fairen Wettkampf zu garantieren, findet zuvor die sogenannte Holz-Auslosung statt. Das Wettkampfh Holz für die Axt-Disziplinen stammt von belgischen Pappeln aus den Niederlanden, dasjenige für die Säge-Wettkämpfe von Weisskiefern aus der Schweiz. Es wird zur Vorbereitung gewässert und tiefgefroren, damit die Beschaffenheit aller Stämme möglichst identisch ist. Doch Holz ist nicht gleich Holz. So sprechen die Athleten von «guten Bäumen» und «schlechten Bäumen».

Der Mann, der die Hauptverantwortung für den Wettkampfablauf trägt, ist ein ehe-



Gute Bäume, schlechte Bäume: Titelverteidiger Geissler.



Sie war Eiskunstläuferin: Yolanda Hagmann.



«Three, two, one – go!»: Holzsportler Hübscher.

maliger Förster, stammt aus den Niederlanden und heisst Bart Jansen: «Weil sich die Niederlande nicht für die Fussball-WM qualifiziert haben, bleibt mir nun viel Zeit», sagt er scherzend.

Der Hintergrund ist: Jansen hat als Partner der Stihl Timbersports Series aus dem sportlichen Wettkampf mit Säge und Beil ein internationales Geschäft gemacht. Mit einer Crew von dreissig Personen tourt er durch ganz Europa. Vor dem Zwischenstopp in Brienz fanden Veranstaltungen in Marseille, Oelde und Kopenhagen statt. Beliebt sind sie auch auf der Insel. «Vor allem in Grossbritannien kommen bis zu 15 000 Zuschauer zu unseren Anlässen», sagt Jansen.

In Brienz sind die Zuschauer hautnah dabei. Die Wettkämpfe finden in sechs Disziplinen unter professionellen Rahmenbedingungen statt. Aus dem Video-Truck wird das Geschehen flächendeckend überwacht: Auf jeden Sportler sind zwei Kameras gerichtet. Der entscheidende Schlag wird mit hundert Bildern pro Sekunde festgehalten.

Vor dem ersten Hieb geht es zu und her wie an einem Boxkampf in Las Vegas. «Athletes, ready!» tönt es aus den Lautsprechern, «stand to your timber.» Dann folgt der Countdown: «Three, two, one – go!»

Und nun wird gehackt und gesagt, dass sich die Balken biegen. Was auf den ersten Blick wie ein profaner Kraftakt aussieht, ist in Wirklichkeit eine technisch hochkomplexe Angelegenheit. In der Königsdisziplin «Springboard», in der die Athleten in über zwei Metern Höhe zur Tat schreiten, siegt Christophe Geissler mit zwei Hundertstelsekunden vor Stephan Hübscher – ein Wimpernschlag mit der Axt.

Ghackets mit Hörnli

Andy Ammann, als Lokalmatador in Brienz ein umjubelter Mann, ist mit 177 Zentimetern und 80 Kilogramm das Leichtgewicht im Feld: «Die grossen Athleten besitzen dank ihren Hebeln Vorteile», sagt Ammann, «mit Technik und Behändigkeit lässt sich aber einiges wettmachen.»

Wie viele seiner Mitstreiter führt der 28-Jährige seinen Sport quasi hauptberuflich aus – er arbeitet in Hasliberg als Forstwart: «Nach den vielen heftigen Stürmen in diesem Jahr war es streng», erzählt er, auf seinen Formstand habe sich das aber positiv ausgewirkt. Den Sinn von Timbersports erklärt Ammann kurz und bündig: «Es geht darum, ein altes Handwerk in zeitgemässer Form darzustellen.»

Die einzelnen Disziplinen lehnen sich eng an die Forstarbeit an: Beim «Standing Block Chop» wird das Fällen eines Baumes simuliert. Beim «Underhand Chop» geht es um das Zerteilen eines bereits gefällten Baums. Handwerkliches Geschick ist bei der Sparte

«Single Buck» gefragt. Mit einer zirka zwei Meter langen Handsäge wird eine Holzscheibe von einem horizontal befestigten Block abgesägt.

Lokalmatador Andy Ammann kann nur beim «Standing Block Chop» mit den Besten mithalten. Zum Mittagessen gönnt er sich einen grossen Teller Ghackets mit Hörnli und Apfelmus. Für Stephan Hübscher käme das nicht in Frage. Der 43-jährige Routinier gehört zu den erfolgreichsten Holzsportlern der Schweiz. Während des Wettkampfs ernährt er sich wie andere Spitzensportler: von Riegeln, Früchten, Elektrolytgetränken und Wasser. «Es darf nicht schwer aufliegen.»

Hübscher arbeitet ebenfalls als Forstwart. Nach Brienz ist er mit seinen Kollegen vom Klub «Axemen Nordostschweiz» angereist. Nicht ohne Stolz sagt er: «Der Raum Schaffhausen ist momentan das Zentrum unserer Bewegung.»

«Der Ronaldo unseres Sports»

Ebenfalls aus dieser Gegend, nämlich aus Ramsen, stammt Yolanda Hagmann. Wer die zierliche Brünette trifft, würde sie kaum mit Timbersports in Verbindung bringen: «Ich war früher Eiskunstläuferin», erzählt die 32-Jährige – und verrät mit ihrem englischen Akzent, das da wohl doch noch ein anderer Bezug zum Umgang mit Beil und Säge besteht. Tatsächlich war Hagmann einst mit ihren Eltern ins kanadische Halifax ausgewandert. Dort studierte sie am Nova Scotia Agricultural College Tier- und Pflanzenwissenschaft: «In Kanada ist Holzfällen ein Schulsport», erklärt sie.

Heute ist Yolanda Hagmann die einzige Schweizerin, die wettkampfmässig Holz zerlegt. Bei den Männern ist die Konkurrenz grösser. Dennoch sind die Rollen klar verteilt.

Die Stämme werden zuvor gewässert und tiefgefroren, damit die Beschaffenheit identisch ist.

An Christophe Geissler kommt seit Jahren niemand vorbei. So darf sich der Förster aus Aigle seit Sonntag achtfacher Schweizer Meister nennen. «Geissler ist der Cristiano Ronaldo unseres Sports», sagen seine Schweizer Kollegen.

Auf der internationalen Bühne steht ihm allerdings seit Jahren der Neuseeländer Jason Wynyard im Weg. Wynyard gehört in seiner Heimat zu den populärsten Sportlern, pflegt engen Kontakt zum früheren Premierminister John Key und bringt zwei Argumente in den Wettkampf, die bei der spitzensportlichen Holzverarbeitung eben doch schlagend sind: Er ist 195 Zentimeter gross und 135 Kilogramm schwer. Wenn er die Szene betritt, wird es dunkel. ○

Unternehmen

Heisse Sägen

Stihl-CEO Ralph Turke über das Baumfällen als Spitzensport.

Herr Turke – Hand aufs Herz, ist Holzhacken wirklich ein Sport?

Das habe ich mich am Anfang auch gefragt. Heute kann ich mit einem überzeugten Ja antworten. Die Stihl Timbersports Series sind ein anspruchsvoller Sechskampf, in dem Technik, Kraft und Material eine wichtige Rolle spielen.

Ist Motorsäge nicht gleich Motorsäge?

In der Disziplin «Stock Saw» arbeiten die Athleten mit einer handelsüblichen Motorsäge mit 90-Kubikzentimeter-Motor. In der Sparte «Hot Saw» dagegen sind die Geräte aufwendig getunte Eigenkreationen mit bis zu 80 PS, 300 Kubikzentimetern und einem Gewicht von rund 30 Kilogramm. Die Athleten pflegen jedes Detail und versuchen das Optimum aus den Maschinen herauszuholen. Ein solches Gerät kostet über 10 000 Franken.

Der Krach ist nichts für empfindliche Ohren. Hagelt es Lärmklagen?

Die Leute in Brienz sind tolerant und unterstützen uns nun bereits zum dritten Mal bei den Wettkämpfen. Ausserdem haben wir die Anwohner informiert. Doch wir proben derzeit mit akkubetriebenen Maschinen. Im Wettkampf kommen diese aber erst in Frage, wenn sie auch im Wald eingesetzt werden. Die «Hot Saw» wird ein wichtiger Bestandteil des Wettkampfes bleiben.

Weshalb veranstaltet ein global tätiges Unternehmen mit vier Milliarden Umsatz einen Holzackerwettbewerb?

Dies ist für uns ein Marketinginstrument mit sportlichem Hintergrund. Vor sechzehn Jahren haben wir die Wettkampfsérie übernommen und kontinuierlich ausgebaut. Im Oktober treten die besten Landesmeister in Liverpool zur WM an. Das wird ein Volksfest mit Tausenden von Zuschauern.

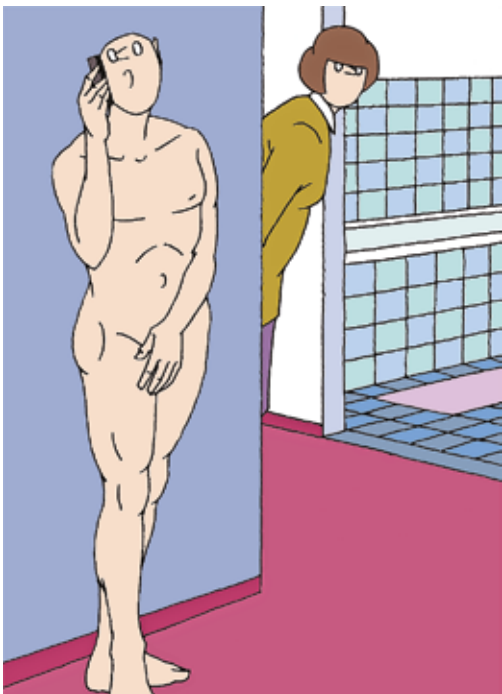
Aus welchen Ländern kommen die besten Sportholzfäller?

Vor allem in Neuseeland und Australien gehört Holzhacken quasi zum nationalen Kulturgut. Während wir in der Schweiz am Abend zum Kegeln gehen oder einen Jass klopfen, hackt man in Down Under Holz. So gingen bisher fast alle WM-Titel an Neuseeländer und Australier.

Interview: Thomas Renggli

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man nackt telefonieren? Sie kennen das: Man steht im Badezimmer, das Telefon läutet. Muss ich mir was anziehen zum Antworten? Ich weiss ja nicht, wer am anderen Ende ist.
Nora Pardatscher, Bozen (Italien)

Bei sich zuhause ist das durchaus comme il faut. Sollte aber der Chef, der Vermieter oder jemand anderes dran sein, dem man nackt auch im Geist nicht begegnen möchte, kann man sich ja ein Handtuch überwerfen. Die Stimme klingt dann weniger verkrampft. Sorgen würde ich mir eher um die nassen Fussabdrücke auf dem Parkett machen, die immer dann entstehen, wenn das Telefon im Wohnzimmer klingelt und man sich gerade im Schaumbad befindet, aber zu neugierig ist, um es weiterklingeln zu lassen. Es könnte ja der neue Lover aus Stockholm sein ...
Wäis Kiani

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Man darf den «Balkan-Söldnern» keinen Vorwurf machen, dass sie ihr Geld im Ausland verdienen.» *Jakob Schwab*

Nur noch einen Pass

Nr. 25 – «Petkovics Balkan-Söldner»; Editorial von Roger Köppel

Die Schweizer Fussball-Nationalmannschaft entfernt sich immer mehr von uns Eidgenossen. Auch ich kann mich nicht mehr identifizieren mit dieser Nati, es spielen fast nur noch Balkan-Söldner. Es gibt nur eine geeignete Massnahme: keine Doppelbürger mehr! Jeder Schweizer hat nur noch einen Pass – den Schweizer Pass. Dann sind wir wieder Schweizer und Eidgenossen!
Heinz Gerber, Thun

Diese jungen Sportler sind in unserem Land aufgewachsen, haben unsere Schulen besucht und sprechen unsere Landessprachen. Der schweizerische Fussballverband hat sie in sein erfolgreiches Ausbildungskonzept integriert, das übrigens von einem Deutschen entwickelt wurde. Wollen wir nun die «Balkan-Söldner» dafür verantwortlich machen, dass sich ihre urschweizerischen Kollegen fussballerisch nicht gleichermassen entwickelt haben? Man darf ihnen auch keinen Vorwurf machen, dass sie ihr Geld im Ausland verdienen. Es soll ja auch Journalisten geben, welche sich im Ausland verdingt haben. Ich kenne auch viele Auslandsschweizer in der dritten oder vierten Generation, welche noch immer mit ihrer Heimat verbunden sind und Cervelats und Bratwürste lieben.
Jakob Schwab, Meilen

Lieber Roger Köppel, ich bin meistens mit Ihren politischen Meinungen einverstanden. Mit dem Artikel über die Fussball-Nati haben Sie aber einen Bockmist erster Güte produziert. Auch die Gesamtanalyse über den Schweizer Fussball zeugt von wenig Sachverstand. Klubfunktionäre als Einflüsterer sind mehr als grenzwertig, da diese primär nur ihre Interessen verfolgen. Fahren Sie generell mit dem Ausländer-Bashing etwas zurück. Viele Probleme in der Schweiz und Europa sind hausgemacht, durch unsere Politiker – und die Ausländer, auch die leistungswilligen, sollen dann Schuld sein.
Hans-Peter Guler, Wollerau

Männliches wird abgeschafft

Nr. 25 – «Es war einmal ein Rechtsrutsch»; Dominik Feusi über das Schweizer Parlament

Wenn man sieht, was jetzt alles abgeht im Parlament, wird man den Verdacht nicht los, dass alles, was männliche Werte verkörpert, abgeschafft werden muss. Bevor man die Konzernverantwortungsinitiative startet, sollte man besser schauen, dass die Unternehmenssteuer endlich auf die Beine kommt. Sonst werden

immer weniger Unternehmen in die Schweiz kommen und investieren.
Esther Moser, Basel

Von der Mutter getrennt

Nr. 25 – «Hart, aber ehrlich»; Kommentar von Alex Baur

Wenn eine Mutter im Beisein eines Kindes eine Straftat begeht, für die Haft vorgesehen ist, dann wird das Kind von der Mutter getrennt, wenigstens in allen Rechtsstaaten. Nicht in allen Ländern sind die gleichen Handlungen Straftaten, wie folgendes Beispiel zeigt: Wenn eine Mutter mit Kind auf der Autobahn mit einer Geschwindigkeit von 220 km/h fährt, ohne jemanden zu gefährden, dann kann sie in Deutschland beim Kind bleiben, in der Schweiz dagegen nicht. Was hier normal und selbstverständlich ist, ist in den USA unmenschlich.

Thomas Schibli, Bern

Gleich viel für gleiche Arbeit

Nr. 25 – «Personenkontrolle» zur Juso-Chefin Tamara Funicello

Im Frauenmanifest steht meiner Meinung nach völlig zu Recht nichts über Dienstpflicht et cetera. Männer, merkt euch endlich: Erst wenn die letzte Frau für die gleiche Arbeit gleich viel verdient, sind wir bereit, Pflichten von Mann und Frau gleichzustellen.
Marianne Schweizer, Bönigen

Neue Krieger

Nr. 22 – «Oje, alter Schwede»; Katerina Janouch über den schwedischen Mann

Nun hätte die *Weltwoche* einmal die Gelegenheit, die Vorteile der Migration zu benennen. Dieser Zlatan Ibrahimovic ist doch ein Segen für die schwedische Gesellschaft, dieser volltätowierte, schmerzlose Krieger aus dem Balkan, der das Kinn einen gefühlten Meter höher trägt als diese schwedischen, Pussyhats tragenden Bauarbeiter. Und das zu Recht! Wie unser Valon-Behrmi-Krieger, der dem Neymar-Gockel, falls nötig, noch auf dem Rasen liegend in die Achillesferse beisst. Pussyhats haben beide Länder genug, neue Krieger braucht das Land! Krieger, nicht asoziale Schläger!
Fritz Früh, Meisterschwanden

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

	1	2		3	4	5	6	7	8	9	10		
11				12									13
14									15			16	
17				18									
		19	20							21			
22	23					24	25		26				
27					28					29	30		31
			32	33					34	35			
36		37					38	39				40	
41									42				
43							44				45		
46									47				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Bestialisch zerstörerisches Verhalten

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Er kann eine grosse Hilfe sein. 8 Australisches Pendant der Aids-Hilfe Schweiz. 11 Kurz gesagt: Es gibt den Gesamtwert aller Güter an. 12 In eine bestimmte Fahrspur wechseln. 14 Siegreichen Sportlern passen sie. 15 Nein, er ist keine Uhr, doch zeitbezogene Funktionen hat er auch. 17 Ob ganz in Grün oder Gelb ist hier dasselbe. 18 Kommt einer Verletzung gleich, die nach innen dringt. 19 In Ungarn gilt er als Nachname. 21 Horizontal gespiegelter Wandabschluss antiker Bauten. 22 le monde: jenes Lied an die Welt. 24 Dabei kann man Kühen auf der Wiese zuschauen. 27 Durch Profillinse betrachtete Walliser Gemeinde. 28 Das Längenmass passt ganz klar zu Italien. 29 Beim Zupfen gibt er tiefe Töne von sich. 32 So sein führt zu Vorwürfen und Stress. 34 Geleise geben ihm den Weg vor. 36 Bäumige Begleiter, auch mitten in der Stadt. 38 Keine Schlafmütze, eher dann ein Schwärmer. 41 Auch Kinderliebende Eltern bringt sie manchmal auf die Palme. 42 Solch ein TV: ganz schön clever. 43 Der grosse Bluff – und Merkel war dabei! 44 Die bestimmte Stelle einer stofflichen Verbindung. 45 Ein, ja, doch nur von hinten gesehen. 46 Denkt man an jenen Giovanni, dann sicher auch an Fiat. 47 Für eine Baufirma geht's ums niederwalzen.

Senkrecht — 1 Körperteil, der korrigiert werden muss. 2 Buchstabe, den Griechen vom Alphabet her kennen. 3 Sicher war für Joachim Ringelnatz, dass nichts sicher ist, ... das nicht. 4 Er gehört mit dem Autor auf den Buchdeckel. 5 Einerseits Bewertung, andererseits bringen Musiker sie zum Klingen. 6 Dort Bewertung, die Musiker sie zum klingen bringen. 7 Gute Fahrt dann für die Dreikäsehochs. 8 Solches Aging soll die Jugend verlängern. 9 In der Bibel die erste namentlich erwähnte Pflanze. 10 Sie betört Feingeister und verstört Tugendbolde. 11 Nicht mimosenhaft, so dann eher schon grauenhaft! 13 Trostlos und öde wird's durch Verstellung. 16 Lässt mit zugefügtem T auch an Federer denken. 20 Von dort zum Zentrum. 23 Wodurch eine Tochterzelle entsteht. 25 Aus Gefahren befreien und damit vor Schaden bewahren. 26 Für Botaniker der Stiel der Sporenkapsel. 28 Aus Teig gemacht und aus Italien gebracht. 30 Jener Schneider ist Amtmann, und das auf höchster Stufe. 31 Wer von Renette oder Gala spricht, spricht auch von ihnen. 33 In der Hydrometrie bezeichnet man damit die Messstelle. 35 Sie bleiben übrig. 36 Mit Appia das älteste Viadukt Roms. 37 Er liebte Filmepen, etwa Lawrence von Arabien. 39 Durchreisort auf dem Weg nach Mekka. 40 Gibt's zu Ostern, aber nur für jene, die richtig suchen.

Lösung zum Denkanstoss Nr. 573

B	J	E	R	D	O	S	E			I	B	J	Z	A	
Q		I		I		C	H			E	D	D	A	R	T
E	I	S	B	E	C	H	E	R		E	N	E	R	O	
S	K	E	E	T		E	N	T	G	E	G	N	E	N	
	E	N	B	I	O	C		R			H		F		
B		R			K	L	A	S	S	I	K	E	R		
P	A	P	A	G	E	I		G	A	P			R		
A	N	R		A		G	A	S	M	E	S	S	E	R	
S	A	E	I	M	A			L	E	I	T	E	N		
C		S	A	B	R	I	N	A		S	E	N	Z	A	
H	U	S	S	E	I	N		G		E	I	N	E		
A		E	I	N	E	N		E	I	N	G	A	N	G	

Waagrecht — 1 BIERDOSE 6 IBIZA 10 CHEDDAR
12 EISBECHER 5 ENERO (span. f. Januar)
17 SKEET 18 ENTGEGNEN 19 ENBLOC
20 KLASSIKER 23 PAPAGEI 26 GAB 27 ANR
28 GASMESSER 31 SAEIMA (Parlament)
34 LEITEN 35 SABRINA (it. Eurodisco-Sängerin)
37 SENZA (it. f. ohne) 38 HUSSEIN 39 EINE
40 EINEN 41 EINGANG

Senkrecht — 1 BOES 2 EISEN 3 DIETL 4 SCHECKIG
5 EHEN 6 IDEE 7 BANGUI 8 IREN (rein)
9 ATON 11 ERTRAGSLAGE 13 IKEBANA
14 BEBRA 16 REFERENZEN 21 SAME (engl. f. gleich)
22 SPEISEN 23 PASCHA 24 PRESSE
25 GAMBEN 29 STEIG 30 SENNA 32 IASI
33 ARIE 36 INN

Lösungswort — ZITTERPARTIE

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

DER NEUE LEXUS RX L *HYBRID* MIT 7 SITZEN

MEHR RAUM FÜR IHR LEBEN

LEXUS SELF-CHARGING *HYBRID*

Der neue RX L Hybrid verbindet anspruchsvolles Design mit höchster Funktionalität. Der geräumige Innenraum bietet eine dritte Sitzreihe mit separater Klimatisierung und hochwertigen Ledersitzen. Bis zu sieben komfortable Sitzplätze oder zusätzlichen Stauraum für Ihr Gepäck, angetrieben vom Lexus Hybridsystem – das ist der neue RX L.

lexus.ch



 **LEXUS**
EXPERIENCE AMAZING

Lexus RX 450h L ab CHF 83 500.-. Ø Verbrauch 6,0 l/100 km, Ø CO₂-Emissionen 138 g/km, CO₂-Emissionen aus der Treibstoff- und/oder der Strombereitstellung 32 g/km, Energieeffizienz-Kategorie D. Abgebildetes Modell: **RX 450h L Excellence**, ab CHF 97 500.-. Ø Verbrauch 6,0 l/100 km, Ø CO₂-Emissionen 138 g/km, CO₂-Emissionen aus der Treibstoff- und/oder der Strombereitstellung 32 g/km, Energieeffizienz-Kategorie D. Durchschnittliche CO₂-Emissionen aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeuge: 133 g/km. Sämtliche Preisangaben verstehen sich als unverbindliche Preisempfehlung inkl. MwSt.